

INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · NUMMER 2 · SOMMER 2006

Heimat.



Willkommen daheim.

Die Redaktion begrüßt Euch zur zweiten Ausgabe von INJEKTION. Vielen Dank allen Lesern für die starke Resonanz auf das erste Heft. Lob, Kritik, Anregungen – alles war dabei. Wir haben uns bemüht, das Heft in diesem Sinne weiter zu entwickeln: eine klarere Heftstruktur, mehr Inhalt und eine stärkere Fokussierung auf das Titelthema.

Heimat – ein Konstrukt. Ein schillernder Begriff, für sich genommen kaum mehr als eine Hülle. Heimat gleicht stets einem Mosaik, zusammengesetzt aus den unterschiedlichsten Bausteinen: Freunde, Familie, Erinnerungen, Gerüche, Klänge, Fußballverein, Küchentisch, Geburtsort, Berge, Meer...

Heimat ist eng verbunden mit Identität. Einem jeden ist ein Stück davon in die Wiege gelegt; im Laufe des Lebens fügen sich verschiedenste Erfahrungen zu einem Ganzen. Hinter den Rändern des Mosaiks aber beginnt die Fremde. Für einen abgehalfterten Senator und seine neue Retortenpartei ist dies die Hamburger Stadtgrenze.

Im Gespräch mit Menschen anderer Muttersprache stellt man fest, dass »Heimat« nicht zu übersetzen ist. Nur in der deutschen Sprache ist der Begriff immer ambivalent, während der Terminus im Englischen und Französischen durchweg positiv besetzt ist.

Der deutsche Heimatbegriff gleicht einem Boden mit zahllosen Sedimentschichten. Wir haben einen Schnitt gemacht und sehen uns einige Lagen genauer an:

Menschen drücken ihre Zusammengehörigkeit durch Kleidung aus: Motorradrocker, Demonstranten, Jäger, Trachtengruppen – erst die Parallelität offenbart die exponierte Bedeutung der Uniform.

Tim Mälzer meint: »Heimat hat etwas mit Zeitgeist zu tun. Freundschaft und Familie würde ich als meine Heimat bezeichnen – und diese bekommen jetzt wieder eine andere Wertigkeit.« Das vollständige Interview und Mälzers Rezepte für heimische Küche sind ab Seite 58 zu lesen.

In Teheran sucht eine Generation von Musikern ihre Heimat in Texten und Melodien, stets konfrontiert mit dem Schwert der Gedankenpolizei.

Nicht nur Problembär Bruno hält Deutschlands alpine Region in Trab – für ganze Heerscharen von Groß- und Kleintieren ist Deutschland bereits seit Jahrhunderten ein Einwanderungsland. Und das ganz ohne Aufenthaltsgenehmigung.

Auch viele Menschen erweitern ihren Heimatbegriff über Staatsgrenzen hinweg. Auf Fuerteventura lebt Kurt in seinem Wohnwagen – als einziger Dauercamper auf der Insel. Kurt wird getrieben von... ja, von was eigentlich? Mehr dazu auf Seite 22.

INJEKTION lädt Euch ein, mitzugestalten. Lob und Kritik sind stets willkommen. Unsere E-Mail-Adresse: mail@injektion-online.de

Viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

INHALT



HEIMATSTADT

SEITE 04

Wohnheim	07
Schausteller	08
Heimatkritik	12
Stahlross	16
Neustädter	18

FOTO: DOMINIK BETZ



HEIMATORTE

SEITE 20

Fuerteventura	22
Teheran	24
Campingplatz	30
Ruanda	36
Lettland	42

FOTO: MAXIMILIAN WESTPHAL



HEIMART

SEITE 48

Tocotronic	50
Groschenroman	54
Mälzer	58
Uniform	63
Reitz	70
Kurzgeschichte	76

FOTO: JAN-PETER WESTERMANN



HEIMATKUNDE

SEITE 80

Zoologie	82
Psychologie	87
Urbanistik	91
<i>Editorial</i>	01
<i>Impressum</i>	96

FOTO: SEBASTIAN SEELIG



HEIMATSTADT

- 07 SAG MAL... WAS IST EIGENTLICH HEIMAT?
Nachgefragt im Studentenwohnheim am Berliner Tor
- 08 MODERNE NOMADEN
Ein Besuch bei den Schaustellern auf dem Dom
- 12 IHR SPIESSER!
Unser Autor meint: Heimat hat viele hässliche Seiten
- 16 HEIMAT ERFAHREN
Altmodische Radtouren durch Hamburg und Umland
- 18 HAMBURG, MEINE PERLE?
Hat Hamburg das Zeug zur Heimatstadt? Zwei Zugereiste streiten

Sag mal... was ist eigentlich Heimat?

Nicht immer ist »Zuhause« auch der Ort, an dem man sich heimisch fühlt. Wir haben im Studentenwohnheim am Berliner Tor mal nachgefragt: Was ist für euch Heimat?

Werbung



1 Huilan, 27 (Außenwirtschaftsmanagement): »Auf chinesisch heißt Heimat *Jia Xiang*: *Jia* allein bedeutet Familie; *Xiang* bezeichnet den Ort an dem man geboren ist. Nur zusammen ist es Heimat.« **2** Falk, 26 (Flugzeugbau): »Heimat ist ein Ort, an dem ich mich wohl fühle. In Toulouse, beim Start des neuen *Airbus*, habe ich mich wohl gefühlt.« **3** Robert, 29 (Amerikanistik): »Meine Heimat ist bei den Menschen, die ich liebe – vor allem bei meiner Tochter in den USA.« **4** Maria, 21 (BWL): »Ich habe keine Heimat. Im Wohnheim fühle ich mich jedenfalls nicht zu Hause.«

AUFGEZEICHNET VON SWENJA KOPP / FOTOS LARS PETERSEN

MODERNE NOMADEN

Monatelang ist ein Wohnwagen ihr einziges Zuhause: Viele Schausteller leben dort, wo sie arbeiten – auf dem Volksfest. Ein paar Wochen Aufenthalt, dann geht es weiter.

TEXT ASLI ÖZKAN / FOTOS LARS PETERSEN

Die meiste Zeit ist das Heiligengeistfeld eine große weite Fläche, die nur hin und wieder von den Zelten eines Zirkus oder einer Eislaufbahn durchbrochen wird. Doch dreimal im Jahr ist alles anders, dreimal im Jahr ist Dom. Dann verwandelt sich das Areal in eine eigene kleine Stadt. Über Nacht ent-

stehen Straßen und Wege, in denen sich der Unbedarfte schon mal zwischen Stroboskopen und dröhnender Musik verlaufen kann. Und im Hintergrund, hinter den bunten und blinkenden Fassaden der Fahrgeschäfte, stehen die Häuser dieser Stadt: Wohnwagen in allen

Größen und Ausführungen. Viele der Menschen, die auf dem Dom arbeiten, wohnen



auch für kurze Zeit hier, um sich danach wieder in ganz Deutschland und Europa zu verteilen. Während der Saison von März bis Dezember fahren sie von einem Volksfest zum nächsten. Sie sind moderne Nomaden, immer nur für ein paar Wochen am gleichen Ort. Ihr Wohnwagen ist ihre Behausung, doch was ist ihre Heimat?

Es ist Anfang der Woche, die Geschäfte laufen schlecht. Ein paar vereinzelte Besucher bewegen sich zwischen Geisterbahn, Auto-scooter und Süßigkeitenständen, ansonsten ist der Dom wie leer gefegt. Vielleicht ziehen es die Leute vor, zu Hause vor dem Fernseher zu bleiben. Denn es ist kalt und es wird umso kälter, je länger man in einer Bude steht und auf Kundschaft wartet.

So wie Erika Goussidou, die hinter dem Tresen des *Fischhus* ihren Dienst verrichtet. Die 64-Jährige verkauft Muscheln und Fischfrikadellen höchstens im Halbstundentakt, doch sie lässt sich weder von der Flaute noch von der Kälte ihre Stimmung verderben. Sie freut sich auf den Feierabend: noch drei Stunden, dann kann sie nach Hause gehen. Zu Hause, das ist bei ihr eine Altbauwohnung in Eimsbüttel. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, da stieg sie zum Schlafen in den Wohnwagen hinter ihrem Verkaufsstand.

Als sie begann, als Angestellte verschiedener Essensstände umher zu reisen, war Erika Goussidou 38 Jahre alt. Ihre Unterkunft musste sie mit einer Kollegin teilen: ein paar Quadratmeter, auf die sich ein Hochbett und die nötigsten Reiseutensilien verteilten. Freundschaften zu den Mitreisenden kamen allerdings meist nicht zu Stande, zu oft und zu schnell wechselten diese. »Ich habe mich isoliert und verloren gefühlt«, erinnert sie sich, »es war keine Herzlichkeit zu spüren.« Ihr Heimweh versuchte sie mit täglichen Anrufen bei der Familie zu lindern. Und dann kam Herr Goussidou. Zwei Jahre nachdem sie zum

ersten Mal mit auf Reisen gegangen war, hat sie ihren jetzigen Mann, einen Griechen, geheiratet – und hatte von da an einen weiteren Grund für ihr Heimweh. Vor kurzem war dann endlich Schluss: Erika Goussidou blieb in Hamburg, um nur noch von hier aus zu arbeiten. Heimat war für sie immer die Hansestadt. Der Wohnwagen war zwar Unterkunft für die Zeit der Reise, Gemütlichkeit oder gar Wohnlichkeit konnte das enge Gefährt jedoch nie auch nur annähernd bieten.

Einer ganz anderen Kategorie gehört der 15 Meter lange Caravan von Sascha Brutschi an. Mit ausfahrbaren Erkern, Veranda, Badezimmer, Wohn- und Schlafraum kommt dieser der Definition eines Hauses schon ziemlich nahe. Die mobile Schänke des 30-Jährigen, *Harry's Bierbar*, steht direkt neben dem *Fischhus* und erinnert mit ihren dunklen Holzvertäfelungen und den Verzierungen aus Kunstblumen an eine urige Stammkneipe. Als einer der wenigen Stände ist die Bierbar gut besucht. Zwischen Glühwein mit und ohne Schuss beginnt Sascha zu erzählen. Er entstammt einer alten Schaustellerfamilie. Die Eltern ließen Sascha bei Pflegeeltern auf einem Bauernhof in der Nähe von Harburg aufwachsen. Während der Ferien reiste er im elterlichen Betrieb mit und erlebte so zwei Welten, deren Gegensätze er als krass empfand. Sein Zuhause zu dieser Zeit war für ihn nicht das bunte und wechselhafte Leben im Wohnwagen der leiblichen Eltern, sondern die vertraute und konstante Umgebung der Pflegefamilie.

Seit einigen Jahren ist er nun selbst unterwegs. Seine Wohnung in der Nähe von Harburg bekommt er so nicht oft zu Gesicht. »Dabei fühle ich mich in der festen Wohnung schon um einiges wohler«, räumt Sascha ein und wischt eine Bierpfütze unter dem Zapfhahn auf. Doch wenn der Dom abends schließt, führt ihn sein Weg durch die Tür an der Rückseite des Tresens über eine Art Hinterhof zu

Das romantische Bild einer eingeschworenen Gemeinschaft ist falsch. Die Konkurrenz ist groß.

seinem dort geparkten Caravan. Warum zieht er es vor, seine Nächte hier zu verbringen? »Der Wagen gehört eben einfach dazu, er ist nicht nur mein Schlafplatz, sondern gleichzeitig Büro und Treffpunkt für Kaffeepausen mit Kollegen.«

Durch seine Reisen hat Sascha viele verschiedene Städte kennen gelernt. Doch die Mentalitätsunterschiede innerhalb Deutschlands hält er für so gravierend, dass er froh ist, nach einer Reise wieder nach Hause zurückkehren zu können. Zu Hause ist für ihn Harburg. Nicht zuletzt wegen seiner kleinen Tochter fühlt sich Sascha mit der Gegend verbunden. An einem anderen Ort zu leben kann er sich nicht vorstellen: »Hier kenne ich jede Straße und jede Ecke, hier sind meine Freunde und Geschäftspartner.«

Ein Stück weiter die Straße hinunter befindet sich der *Airwolf*, an dessen Schalthebeln Michael Zander sitzt. In der kleinen Steuerkabine ist es angenehm warm, während er zum typischen Dom-Soundtrack die Fahrgäste in den Hamburger Abendhimmel befördert. Der 36-Jährige besitzt eine Wohnung ganz in der Nähe, in Billwerder. Dennoch verbringt er seine Nächte ebenfalls im Wohnwagen. Das gehört zur Tradition, außerdem ist er

so in Notfällen gleich vor Ort. Seit zwölf Jahren reist er, kommt meist nur über Weihnachten und Neujahr in seine Wohnung, die sich in der Werkshalle seines Arbeitgebers befindet. Auf Wohnkomfort muss Michael während seiner Fahrten nicht verzichten: von Bade- über Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Fernseher ist in seinem acht Meter langen Campingwagen alles vorhanden.

Ob er sich manchmal einsam fühlt, so ständig unterwegs? Michael verneint: immer wieder trifft er bei den verschiedenen Veranstaltungen auf dieselben Kollegen, mit denen er seine Zeit verbringt und abends gemeinsam ausgeht. Den Kontakt zu seiner Schwester, die noch immer in seiner Heimatstadt Kaiserslautern wohnt, hält er über Handy und gelegentliche Besuche. Er scheint sich eingerichtet zu haben in seiner Mobilität und kann sich daher im Moment auch noch keinen festen Wohnsitz vorstellen. Denn, so sagt er und bemüht dabei ein altes Sprichwort: »Einmal auf Reisen, immer auf Reisen.« Eine Hintertür lässt sich Michael trotzdem offen. Falls er doch einmal vom ewigen Herumfahren genug haben sollte, könnte er sich gut vorstellen, in Hamburg zu bleiben. Ein Großteil seines weit verzweigten Freundeskreises lebt hier.

Werbung



Die Besucher gehen irgendwann nach Hause. Die meisten Schausteller bleiben.

Erika Goussidou, Sascha Brutschi und Michael Zander sind sich einig: Ihre Heimat ist dort, wo ihre Familie und ihre Freunde sind. Doch sind die Schausteller nicht auch eine große Familie?

»Oft werden die Stände auf verschiedenen Veranstaltungen wieder in unmittelbarer Nähe zueinander aufgebaut«, erzählt Udo Eberhardt, dessen Familie in der vierten Generation verschiedene Fahrgeschäfte betreibt. »Die meisten, die das Schaustellergeschäft verlassen, um etwas anderes anzufangen, kehren irgendwann zurück. Es ist schwer, einen neuen Bekanntenkreis außerhalb zu finden.«

Doch vom Begriff Familie nimmt Udo Eberhardt entschieden Abstand. Romantische Bilder von einer eingeschworenen Gemein-

schaft, die sich zusammen auf großer Fahrt befindet, haben mit der Realität nichts zu tun. Eher handele es sich um eine Gemeinschaft mit gewerblichen Interessen, innerhalb derer die Konkurrenz in den letzten Jahren deutlich gestiegen sei.

Nur noch eine halbe Stunde bis Feierabend. Das *Fischhus*, der *Airwolf* und sogar *Harry's Bierbar* sind inzwischen menschenleer. Bald werden sich Sascha und Michael in ihre mobilen Behausungen zurückziehen, während Erika Goussidou nach Eimsbüttel fahren wird. Wann immer sie von einer Reise nach Hause kam, nahm sie zuerst eine ausgiebige Dusche. Das wird sie auch heute tun, und danach wird sie sich mit ihrem Hund Felix auf dem Schoß noch ein wenig in ihr warmes Wohnzimmer setzen. ■



IHR SPIESSER!

Heimat, das steht für Vertrautheit, Geborgenheit und Sicherheit.
Doch was ist mit ihren hässlichen Kehrseiten?

TEXT ROBERT DITTMAR / ILLUSTRATION REBECCA BLÖCHER

Oskar Lafontaine polemisierte einmal, mit anerkannten Tugenden wie Ordnungsliebe, Pflichtgefühl, Berechenbarkeit und Standhaftigkeit könne man auch bestens ein KZ betreiben. KZs liegen natürlich nie in der Heimat, sondern im Nirgendwo. Doch in Anlehnung an dieses Bonmot gilt: Mit der an sich so romantischen Heimatliebe lassen sich hervorragend Kriege und »ethnische Säuberungen« anzetteln. Lieb' Heimatland, magst ruhig sein! Von mir aus mucksmäuschenstill. Wenn die Heimat angesichts Modernisierung und Globalisierung immer mehr in Rauch aufgeht: drauf geschissen.

Unter »Geburtsort« steht in meinem Ausweis »Hamburg«, aber bei »Heimat« denke ich zuerst an das Alstertal. Obwohl der Stadtplan es nicht kennt, liegt es, worauf der Name unschwer schließen lässt, am Oberlauf der Alster. Hier kann man – keine halbe S-Bahn-Stunde vom Hauptbahnhof entfernt – noch die alte Ländlichkeit spüren: Die Alster mäandert oberhalb der Ohlsdorfer Schleuse unkanalisiert vor sich hin, die geschlossene Bebauung löst sich auf. Wie oft bin ich hier auf Kanu-Tour gewesen: Durch die Flusssauen, vorbei an Teichen, Sümpfen und den ehemaligen Dörfern Klein Borstel, Wellingsbüttel, Hummelsbüttel, Poppenbüttel... Stattliche Häuschen im Grünen, gebaut seit dem späten 19. Jahrhundert, säumen den Flusslauf. Seit damals siedeln hier wohlhabende Bildungsbürger, die ihr Glück in der Semiperipherie suchen. Die früheren Bauerndörfer sind vornehme Wohngegenden geworden, doch damals wie heute wahrt der Alstertaler ein gewisses Understatement: Über Neulinge, die sich einen zu überkandidelten Palazzo Protzo bauen, rümpft er die Nase.

Genug eingelullt! Denn hier beginnt ja das Übel: Heimat ist grundsätzlich undenkbar ohne den Rest der Welt. Die Heimat hat immer ihre Grenzen, hinter denen die Fremde liegt – und dort wännen Menschen gern Bedrohliches, vor dem sie die Heimat bewahrt und geschützt wissen wollen. In der Heimatverbundenheit steckt immer eine kräftige Dosis Xenophobie.

Waren es früher Nachbarstämme oder gar erklärte »Erbfeinde«, so fürchten heute viele den Einfall der globalisierten Beliebtheit, die sich anschickt, die Heimat unter sich zu begraben. Das ist im Alstertal nicht anders. Ein spezielles Menetekel am Horizont der Alstertaler ist zudem die benachbarte Großsiedlung Steilshoop, von deren hässlichen Wohnsilos und Gangs sie auf ihren Gartenpartys raunen. Solche Zustände sollen hierher niemals vordringen; da seien Bauvorschriften und private Sicherheitsdienste vor! Wird die Angst vor dem bösen Anderen, das von der Heimat Besitz zu ergreifen droht, noch ein bisschen geschürt, schlägt sie nur allzu leicht in Aggression um. Von der Liebe zur Heimat ist der Weg erschreckend kurz zum blinden Hass auf das Fremde.

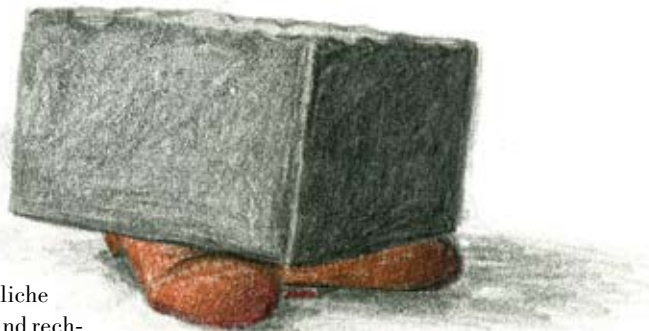
Auch das Neue ist der Feind der Heimat. Das Heimatgefühl ist prinzipiell konservativ. Auch die Alstertaler bestehen darauf, dass der Charakter ihrer Heimat gefälligst für immer bewahrt bleibt: »Urbanität light«, so stand es einmal im Schaufenster eines örtlichen Immobilienmaklers, sei die Essenz der Wohnviertel, die das Urstromtal der Alster säumen. »Bauen Sie hier ein Nest im Grünen, ohne auf die Verlockungen der Großstadt zu verzichten!« Diesem Flair huldigte auch das Fernsehen: Die *NDR*-Familienserie »Die Kinder vom Alstertal« spielt auf einem Biobauernhof mit U-Bahn-Anschluss in der crazy Weltstadt Hamburg.

Und so sehen die Alstertaler mit Grausen, wie die »wachsende Stadt« unbarmherzig näher rückt. Sie jammern und zürnen, wenn direkt neben alten Wahrzeichen wie dem Wellingsbütteler Herrenhaus und Torhaus ein feister Klotz von Seniorenresidenz hochgezogen wird. Oder wenn die schuckeligen Giebelhäuschen aus der ersten großen Besiedlungswelle in den 20er und 30er Jahren plumpen Trutzburgen oder geschlossener Bebauung weichen.



Heimat ist für Angsthassen. Für Langweiler. Für selbstmitleidige Egozentriker.

In der Heimat soll tunlichst alles so bleiben, wie es ist beziehungsweise »wie es immer war« – nicht nur die äußere Erscheinung, sondern auch und besonders die Institutionen und Beziehungsnetze, die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze. Wer aus der Reihe tanzt, bekommt die Aufmerksamkeit des Umfelds zu spüren. Die Alstertaler etwa legen Wert auf die ansehnliche Gesamterscheinung ihres Anwesens – und rechnen dazu auch das Grundstück des Nachbarn.



Werbung

Heimat ist eng und starr. Wer das für Verleumdung hält, ist ein Kind der Individualisierung und hat in diesem Sinne nie eine »richtige« Heimat gehabt – und wohl gerade deshalb ein so romantisches Bild davon. Ja, die Heimat ist romantisch und gemütlich. Das Altvertraute gibt Geborgenheit und Sicherheit. Alles hat seine Ordnung, seinen Sinn, seine Bestimmung. Aber wer weiß schon, wie heil die Heimat unter der Oberfläche ist?

Mitten im friedlichen Hummelsbüttel etwa, keine tausend Schritte von unserem Haus entfernt, lebte ein freundlicher junger Mann namens Ziad Jarrah. Stets ordentlich gekleidet, gut gelaunt, höflich und zuvorkommend nahm er Vermieter und Nachbarn für sich ein. Er schien bestens ins Alstertal zu passen. Sein von langer Hand geplanter Versuch, mit einer Boeing 757 das Weiße Haus zu zerstören, endete am 11. September 2001 unter nicht vollständig geklärten Umständen auf einem Acker in Pennsylvania.

Das Unberechenbare, die Bedrohung, lauert auch hinter den Kulissen der heimatlichen Idylle. Und niemand kann etwas dagegen tun. Die Veränderung der Heimat ist genauso wenig aufzuhalten. Auch wenn Du es nicht wahrhaben willst: sie ist unweigerlich zum Untergang verdammt. Das, was Du als verlorene Heimat empfindest, ist jetzt die (neue) Heimat anderer. Das ist bitter, aber Tatsache.

Klammere Dich nicht an die Heimat – sie wird Dir doch durch die Finger rinnen. Heimat ist für ewig Gestrige. Heimat ist für Unselbständige. Heimat ist für Angsthassen. Heimat ist für Langweiler. Heimat ist für selbstmitleidige Egozentriker. Heimat ist für Manipulierbare. Heimat ist für Bequeme. Was für eine Heimat brauchst Du in einer Welt, in der Du doch sowieso nur zu Besuch bist? Was Du brauchst, sind vertraute Menschen. Die kannst Du überall finden.

P.S.: Das Alstertal ist schön, ehrlich! Schaut vorbei, bevor es zu spät ist...

HEIMAT ERFAHREN

TEXT HANS-CHRISTIAN RÖSTEL / FOTOS DOMINIK BETZ / ILLUSTRATION NORA COENENBERG



Das Alltagsleben bewegt sich in tradierten Bahnen. Busschleifen, Einkaufsgänge und Wochenend-Routinen verengen den Blick. Ein gelegentlicher Ausbruch aus dem Alltag bietet Abwechslung: INJEKTION empfiehlt, schön altmodisch, Ausflugsstouren auf zwei Rädern.

Tour 1: Alstertal Zunächst geht es ganz entspannt mit der U1 bis nach Ohlstedt, dem Ausgangspunkt des Alstertal-Radwanderweges: Beim Verlassen des Bahnhofs nach links in Richtung Wald wenden, der Alstertal-Radwanderweg ist ausgeschildert. Einige steile Anstiege wechseln mit entspannten Pfaden. Erste Station ist die Poppenbütteler Schleuse. Ideal für die gepflegte (Rauch-)Pause: Auf einer Lichtung stehen Parkbänke bereit. Entlang der Alster geht es weiter durchs Grüne über Alsterdorf bis in die Innenstadt. Die Zivilisationsgrenze wird bei Alma Hoppes Lustspielhaus am Leinpfad erreicht. Geradeaus geht es zu Binnenalster, Dammtor oder Jungfernstieg. *Dauer: 3-4 Stunden*

Tour 2: Altes Land (Hafen – Elbe – Wedel) Wer sich von den Touristenschwärmen unbeeindruckt zeigt, startet von den Landungsbrücken in Richtung Altes Land. Die Elbe stets zur linken Hand führt der Weg vorbei am alten Elbtunnel, weiter zum neuen Fischmarktgelände. Wenn man sich weit unten am Was-

ser hält, kann man in einem Stück bis zum Stilwerk durchfahren. Dahinter tauchen der Fischereihafen und die benachbarten Kühlhäuser auf. Auch wenn das »Dockland« allzu steril ist: Noch immer kann man einige Fischhändler bei der Arbeit beobachten. Nach den Kühlhäusern gelangt man über die Straße am Dahlmannkai (ehemals Englandterminal) nach Ovelgönne-Neumühlen (Fähre 62, Bus 112). Eine Fußgängerzone in Richtung Elbstrand trübt die Fahrfreude – wenn man sich an die Regeln gebunden fühlt. Ab dem Elbstrand geht es auf freier Strecke entlang der Einlaufpromenade bis Teufelsbrück und Blankenese-Schulau. In Blankenese gelangt man über den Süllberg zum Bahnhof Blankenese (S1/S11). Von Blankenese verkehrt auch eine Fähre nach Cranz im Alten Land. Fahrplan vor Tourstart checken (www.hvv.de). Neben Jugend- und Frauenknast bietet diese Außenecke Hamburgs schöne Pisten am Deich. Windschattenfahrer und andere Schwächlinge nehmen den Bus zurück (150 nach Altona), Sportler fahren bis Finkenwerder und



danach per Fähre 62 oder Bus 150 zu den Landungsbrücken. *Dauer: 1-1,5 Stunden*

Tour 3: Harburger Berge Startpunkt ist der Bahnhof Neugraben (S3/S31), Ausgang Neugrabener Bahnhofsstraße. Dann geht es über die Cuxhavener Straße links hinunter bis zum Falkenbergsweg. Folgt man diesem rechts aufwärts, gelangt man zum Friedhof Waldfrieden. Geradeaus die Buswendeschleife verlassend, beginnt der Waldweg in die Schwarzen Berge. Auf ins Harburg-Berg-Abenteuer! Wer sich nicht auf die grün-weißen Hinweisschilder (Kilometer- und Ortsangaben) verlassen möchte, nimmt eine Wanderkarte mit. Der Forstweg steigt relativ steil an, beim Plagen also an den Rückweg denken: bei der Abfahrt lässt sich an der 50-km/h-Grenze kratzen. Der Aufstieg über den Hauptforstweg gelingt in einer guten Stunde. *Dauer: 1,5-2 Stunden*

Eine Alternativstrecke führt über Waldfrieden und den Moissburger Stein (höchster Punkt in den Schwarzen Bergen) und den Tempelberg zur Siedlung Fischbek. Dort befindet sich der Kiesbarg, eine Senke, die man hinunterfahren kann, um dann auf Wanderwegen zur Bushaltestelle Fischbeker Heideweg zu gelangen. *Dauer: 2-3 Stunden ab Neugraben*





HAMBURG, meine Perle?

Rund 80.000 Menschen ziehen jedes Jahr nach Hamburg – doch hat Hamburg auch das Zeug zur neuen Heimatstadt? Zwei Zugereiste berichten.

TEXT NICO POINTNER

Der Lärm ist entscheidend. Schlagbohrer, Stoßverkehr und Menschenmengen haben es mir angetan. Nichts vermisse ich weniger als diese abscheulich gemütliche Stille der Provinz mit ihren verschlafenen Gassen und toten Plätzen.

Aus der behüteten Heimat zieht es mich in die Großstadt. Kleinstadtleben, das heißt für mich: Konservative und kleinkarierte Menschen erfreuen sich an einem erbärmlichen Freizeitangebot. Heerscharen von Rentnern sitzen tagelang an ihren Fenstern, um Vögel beim Schlafen zu bewundern. Die heimische Ruhe und Geborgenheit macht krank. Und jeden Morgen derselbe Gedanke: »Ich muss hier raus!«

Die allumfassende Langeweile schürt das Fernweh und die Sehnsucht nach mehr: Die Großstadt verspricht mehr Menschen, mehr Abenteuer, mehr Freiheit, mehr Leben.

Der Provinzmensch träumt vom urbanen Lebensstil, den er doch nur aus dem Fernsehen kennt: Millionen interessanter, unbekannter Menschen aus aller Herren Länder, die ihr

Ding in der großen Stadt durchziehen. Freaks und außergewöhnliche Typen an jeder Ecke.

Ich will ab sofort dazu gehören, mich in absoluter Anonymität sonnen. Und auch – ja, vielleicht gerade – die schlechten Eigenschaften eines Stadtlebens in vollen Zügen auskosten: Großstadtkriminalität wirkt weniger beängstigend als vielmehr spannend; Lärm und Stress bedeuten nicht Ärger, sondern Action. Die unübersichtliche Größe der Stadt ist nicht Furcht einflößend, sondern bietet die Chance der Entdeckung.

Provinz war für mich nie Heimat, ist nicht Heimat, soll nicht Heimat sein. Mein Heimatgefühl ist eine Sehnsucht nach etwas völlig Neuem.

Viele Alt-Hamburger werden mich als unerfahrenen Naivling belächeln. Und freilich sind meine Vorstellungen wirklich illusorisch. Auch Hamburger Clubs machen irgendwann Feierabend. Auch in der Hafenstadt ist nicht alles Gold, was glänzt. Nach der Phase des Einlebens beginnt die Stadt wundersam zu schrumpfen. Doch die Herkunft prägt den Blickwinkel. Ich komme nun mal aus einem Kaff. Für mich ist Hamburg riesig! ■

Sie sagt: »Auch nach drei Jahren ist Hamburg nicht meine Heimat.«

Er sagt: »Für mich ist Hamburg riesig!«

TEXT KATHARINA MOTYL

Das Heimweh kam beim Bier-Verkosten: Schon bald nach meiner Ankunft in Hamburg wünschte ich mir nichts sehnlicher zurück als das Münchner Bier. Ein Lächeln über die »Biergärten« hier kann ich mir noch heute nicht verkneifen. Auch eine Fahrt im Nahverkehr löst unerwartet Sehnsucht aus. In der U-Bahn werde ich schon mal nostalgisch, wenn jemand bayerisch spricht. Dabei wollte ich nach der Schule nur noch raus aus jener Stadt, in der man beim Betreten jedes Ladens gemustert wird und in der sich Todfeinde augenverdrehend abbusseln. Ich habe in den drei Jahren, die ich in Hamburg lebe, ganz einfach erkannt, dass meine Heimat in München ist. Es liegt nicht an der Stadt an sich, vieles hier ist mir lieb und teuer: Elbstrand, Kiez und das Gefühl, nur einen Fluss breit von der großen Welt entfernt zu sein.

Doch mit München verbindet mich ein bittersüßes, tiefes Gefühl der inneren Zugehörigkeit. Was ich vermisse, überrascht mich teilweise selbst. Ich hätte früher nie gedacht, wie sehr mir die Berge fehlen würden. Wenn im Hamburger Winter das Schietwetter mal wieder kein Ende nimmt, stelle ich mir gerne vor, im schneebedeckten Englischen Garten in der Wintersonne spazieren zu gehen.

Oft schätzen wir auch Dinge an unserer Heimat, die für Außenstehende schwer nachvollziehbar sind. Ich finde das Oktoberfest zum Beispiel zünftig gut. Viele werden den Kopf schütteln, doch mir geht es in vergleichbarer Situation genauso: Als ich einmal eine Mitfahrgelegenheit in Richtung Aachen in Anspruch nahm, fuhren wir quer durch Duisburg. Eine der hässlichsten Städte, die ich

je gesehen habe. Trostlos, kohleindustrieverkrüppelt. Während ich es kaum erwarten konnte, diese Tristesse wieder zu verlassen, seufzte eine Duisburger Mitfahrerin glücklich: »Hach, Duisburg ist schon schön.«

Die Definition von Schönheit ändert sich mit dem Blickwinkel. Ein Ort wird zur Heimat, sobald man nicht mehr dort weilt. Natürlich vermisse ich München nicht nur als Ort. Schlittenfahren im Englischen Garten. Laue Sommernächte im Biergarten. Meine Freunde. Die Sehnsucht nach Heimat ist letztlich immer auch eine Sehnsucht nach Vergangenen. ■



FOTOS: DOMINIK BETZ - DANK AN DAS »HOFBRÄU« AN DER ALSTER.



HEIMATORTE

- 22 **KURTS GESCHICHTE**
Ein Besuch bei Kurt, dem einzigen Dauercamper Fuerteventuras
- 30 **CAMPING-BLUES**
Wie viel Zuhause steckt in einem Campingplatz? Eine Fotostrecke
- 36 **TRAUMA IM GEPÄCK**
Zwölf Jahre nach dem Genozid besuchen Flüchtlinge ihre Heimat Ruanda
- 42 **BLUMEN FÜR DIE WAFFEN-SS**
Ein umstrittener Gedenktag in Lettland



KURTS GESCHICHTE

Nach seiner Pensionierung hat Kurt Deutschland verlassen. Ein Wohnwagen ist sein neues Zuhause. Seit fünf Jahren ist Kurt der einzige Dauercamper auf Fuerteventuras einzigem Campingplatz. Die alte Heimat vermisst er nicht – sagt er.

TEXT HANNESCHETTLER / ILLUSTRATION REBECCA BLÖCHER

Kurt sitzt vor einem Glas *Franziskaner Weißbier*. Er trägt eine kurze Hose mit vielen Taschen, ein T-Shirt, darüber eine Kletterweste. Kurt sitzt auf der Terrasse vor seiner Wohnung. Dank der Bewässerung wachsen Bäume und Sträucher aus dem dunklen Staub. Kurts Wohnung ist ein alter Wohnwagen, seine Terrasse eine grüne Plane unter einem Vorzelt. Kurt ist ausgewandert.

Seit seiner Pensionierung vor fünf Jahren lebt er in dem Campingwagen auf der Kanareninsel Fuerteventura. Post bekommt er über die Adresse des Campingplatzes. Telefon brauche er nicht, sagt er.

Seinen Nachnamen nennt er ungerne. Es seien immer nur die Deutschen, die nach dem Familiennamen fragen. Hier in seiner neuen Welt reicht der Vorname, hier will es keiner so

Kurt nimmt einen tiefen Schluck Weißbier. Im Radio läuft Udo Jürgens.

genau wissen. Kurt will er genannt werden, einfach Kurt, die Ansprache »Sie« gibt es für ihn nicht mehr.

Das Anarchische mag der redselige Alte an seiner neuen Heimat. Hier interessiere es niemanden, wer man ist und was man macht. Jeder lässt den anderen in Ruhe. Er spricht von der hiesigen Polizei, vom Alkoholtrinken und Autofahren und lacht viel dabei. Dann erzählt er von den einheimischen Frauen. Von denen lasse man besser die Finger – wegen der einheimischen Männer. Gerne flirteten sie, die Damen der Insel. Aber vorbei ist es mit der Schäkerei, wenn plötzlich der Ehemann oder Freund auftaucht. Dann wechseln sie schnell die Seiten. Keinen Beistand kann der Fremde erwarten, der ihn schütze vor dem Zorn des Gehörnten. Überdies, so resümiert der weit Gereiste, sollte man in fremden Ländern Diskussionen über Politik vermeiden. Und eben nichts mit den Frauen anfangen, seien sie auch noch so verführerisch.

Seit 25 Jahren ist Kurt geschieden. Zwei Söhne hat er, beide bald vierzig. Besucht haben sie ihn in den fünf Jahren noch nie. Kurt macht es traurig, dass sie nicht kommen, sich nicht interessieren für seine neue Heimat. Doch dieses Jahr will er kommen, sein Ältester, sich anschauen, wie sein Vater nun lebt da unten, vor der Küste Afrikas.

Und Kurt selbst? Einmal im Jahr geht er nach »droben«, nach Deutschland, um seine Steuererklärung zu machen. Seine Pension bindet ihn, das Geld aus der alten Heimat.

Was will er von Deutschland noch? Genug hat er »von droben«, wo jeder dem Nachbarn unter der Tür durchschaut; genug hat er von der Spießigkeit, der Genauigkeit. Auch mit anderen deutschen Auswanderern auf Fuerteventura hat er wenig zu tun. Er mag die Deutschen nicht, sagt er verbittert. Bevor Kurt ausgewandert ist, war er Lokführer in Augsburg. Doch weit gekommen ist er nie. Kaum aus dem

Bayerischen ist er raus gekommen mit seinem Zug. Als junger Mann war er bei der Marine, im Norden, am Meer. Das war was! Und einmal ist er mit einem alten Kumpel durch Australien gefahren, wild und ungebunden. Englisch hat er nicht gesprochen, genauso wenig wie Spanisch, als es ihn auf die kanarischen Inseln zog.

Begonnen hat Kurts Ausstieg mit einem alten *Mercedes*-Bus, innen ausgebaut. Damit hat er nach einem Plätzchen gesucht. Der Campingplatz der Ortschaft Tarajalejo – der einzige auf Fuerteventura – wurde sein Zuhause. Kurt ist der einzige Dauercamper hier.

Nichts, gar nichts gäbe es auf Fuerteventura, meint Kurt. Sand und Wasser, mehr nicht. Und Ruhe könne man finden und wie er es sagt, klingt es nach Einsamkeit. Die Menschen: Betonköpfe. Sturer ging's kaum. Man stelle sich eine Mischung vor aus den Bewohnern des bayrischen Waldes und Ostfrieslands, das seien dann die Einheimischen von Fuerteventura. Und rückständig ist die Insel!

Nur Ruhe gibt's und ein bisschen Anarchie, das gefällt Kurt. Keine Nachbarn, die am Schlüsselloch hängen, niemand, der sich für was Besseres hält, nur weil er, Kurt, nicht studiert hat, keinen Doktor hat, nur Lokführer war. Kurt gerät in Rage.

Er nimmt einen tiefen Schluck von seinem Weißbier. Dass er heute bayrisches Weißbier trinkt, sei Zufall, erläutert er. Kürzlich habe er eine Kiste gekauft und jetzt trinke er die Reste. Das kanarische Bier *Tropical* sei ausgezeichnet, beteuert Kurt und lehnt sich zurück. Nein, auch das Bier vermisse er nicht an Deutschland.

Im Radio singt Udo Jürgens. *Bayern 1* ist auch auf den Kanaren über Satellit zu empfangen. ■



SETAR UND BEATBOX

Knapp 65 Prozent der Iraner sind unter 25 Jahre alt. Der »junge Iran« sehnt sich nach Internationalität, ist zugleich aber in der Jahrtausende alten Kultur verwurzelt. Das zeigt sich auch musikalisch: In der Untergrund-Musikszene Teherans werden traditionelle iranische mit modernen Klängen verbunden. Mit den staatlichen Zensurbehörden liegen die Musiker im Dauerclinch.

TEXT HAMED BAHRAYNIAN / FOTOS AMIR HAMZ UND MARC LAZARZ

Der Gips-Beethoven auf dem obersten Regal scheint die internationalen Musikstars wie Joe Cocker, Phil Collins oder Yanni fest im Visier zu haben. Allesamt stehen sie sorgfältig und alphabetisch geordnet in den Regalen, gleich unter Mozarts Symphonie Nr. 40 und der »Zauberflöte«.

Die Luft im Raum ist kühl und abgasfrei – der Klimaanlage sei Dank. Lieber nicht an das denken, was hinter der Türschwelle los

ist, über der das Bild des Revolutionsführers Ayatollah Chamenei hängt: Wir befinden uns am Mohseni-Platz, einer der meist befahrenen Kreuzungen Teherans, im reichen Norden der Stadt. Der Millionen-Moloch gehört zu den am stärksten durch Smog verseuchten Metropolen weltweit. Doch das stört den Mann hinter der Ladentheke wenig.

»Hier drinnen kann man durchatmen – in vielerlei Hinsicht«, sagt Babak Chaman Ara, 27

Die Band »O-Hum« mit Leadsänger Shahram Sharbaf (Mitte) hat auch in den USA und Kanada Fans

Jahre alt. Er ist Inhaber und Leiter des *Beethoven Music Centers (BMC)*, dem ältesten Musikgeschäft der Stadt. Chaman Aras dunkler langer Zottelbart würde ihm bei Sicherheits-Checks am Flughafen wahrscheinlich Probleme bereiten. Dafür haben ihn vor einigen Jahren, bei einem Kurzbesuch in Hamburg, Mitglieder der *Hells Angels* auf dem Kiez freundlich begrüßt.

Mittlerweile in der dritten Familien-Generation, gilt das *BMC* als Anlaufstelle Nummer eins für junge Teheraner, die wissen wollen, was musikalisch gerade im Trend ist. Aber, wie der Firmenname unschwer zu erkennen gibt, auch Klassikliebhaber kommen hier auf ihre Kosten.

»Eigentlich sind wir hier im Iran von allen weltweiten Musik-Standards meilenweit entfernt«, sagt Aras. »Wir haben uns jedoch mit dem Geschäft eine kleine Oase geschaffen – unter Berücksichtigung der ›roten Linie‹«.

Im Klartext: keine »verbotenen« oder »illegalen« Bands, dafür aber seichte internationale Musik, die weder Sex noch andere religiöse Affronts zum Thema macht. »Trendy« Musik in der Light-Version.

Musik hat und hatte schon immer einen schweren Stand im Iran, ganz gleich zu welcher Epoche. Ob unter den Sassaniden oder den Safawiden, die später den schiitischen Is-

lam als Staatsreligion einführten. Für die Organisation *Freemuse (Freedom Of Musical Expression)* zählt der Iran zu den restriktivsten Regimen bezüglich der Zensur von Musik. Doch trotz oder gerade wegen der scharfen Einschränkungen seitens religiöser Tugendwächter hat sich 26 Jahre nach der Revolution eine ausgeprägte Underground-Rock-, Pop- und Hip-Hop-Szene in der Islamischen Republik Iran herauskristallisiert.

Shadi Vatanparast, Autorin des Online-Kulturportals *Tehran Avenue (www.tehran-avenue.com)* blickt auf die Anfänge des popmusikalischen Aufbruchs zurück: »Inoffiziell hat das bereits Anfang der 90er Jahre begonnen. Musik war nahezu verboten, also hat man zu Hause privat gespielt und geprobt – heimlich und im Untergrund. Zur selben Zeit sind auch viele neue Ideen entstanden, sehr gute Ideen. Ich glaube aber, dass sich der Erfolg erst jetzt langsam zeigt.«

Die iranische Journalistin beschreibt das Dilemma junger Musiker und welchen demütigenden Regeln sie sich bis heute unterwerfen müssen, sofern sie ihre Werke veröffentlichen wollen: So ist der staatlich geleitete *Ershad (Ministerium für Kultur und islamische Führung)* mit der Aufsicht über die Musikproduktion des Landes beauftragt.

*Weiblicher Sologesang ist tabu;
Frauenstimmen dürfen nur im Chor zu hören sein.*

Das *Zentrum für Musik* im Ministerium muss der Musik zustimmen, damit sie überhaupt in den Plattenläden vertrieben werden darf. Es gibt drei Beurteilungsinstanzen:

- Das **Textgremium**. Es besteht aus Schriftstellern und Linguisten. Seine Leitlinien sind hart und werden rigoros durchgesetzt. So darf beispielsweise zumeist über Liebe zu Menschen nicht gesungen werden, über die »göttliche« Liebe hingegen schon.
- Das **Musikgremium**, das die musikalische Qualität der eingereichten Songs und die stimmlichen Leistungen der Aspiranten bewertet. Es besteht aus einem Musiker und zwei Musikwissenschaftlern. Zu viel E-Gitarre wird beispielsweise beargwöhnt. Auch an den Stimmen wird herumgemäkelt, wenn sie »den Standards nicht entsprechen«. Wie genau diese Standards auszusehen haben, erfahren die Musiker allerdings nie.
- Seit Neuestem gibt es zudem das **Kultur-gremium**. Einige einflussreiche Menschen aus Kultur und Gesellschaft testen die Musik auf etwaige »Unruhe-Potentiale«. Wenn sie der Meinung sind, dass ein Song »gefährliche« Stimmungen innerhalb des Landes auslösen könnte oder dass ein Titel antireligiöse Tendenzen aufweist, wird er auch nicht veröffentlicht.

Als ob solche Kontrollgremien nicht genug wären, akzeptieren (bzw. kennen) die meisten Gremienmitglieder überdies keine zeitgenössischen Klänge, so dass fast alles außer traditioneller oder klassischer Musik als unveröffentlichtlichbar gilt.

So fristet der 19-jährige Anglistik-Student Soroush, der unter dem Künstlernamen *Hich-Kas (Niemand)* zu den Pionieren der Teheraner Hip-Hop-Szene gehört, nach vier Jahren aktiver Musik immer noch ein Schattendasein. »Zu viel ›Street-Slang‹« und ein »unislamischer Rhythmus« sind meist die knappen Antworten der Ershad-Funktionäre, wenn Soroushs Jungs der Hip-Hop-Kombo *021-Music* mal wieder bei einer »Gesangsprüfung« der Zensurbehörde durchgefallen sind.

Dabei bettet Soroush in seiner Hip-Hop-Musik traditionelle Elemente wie das alte Saiteninstrument Setar in bassige Beats ein und paart sie nicht selten mit religiösen Elementen. So kommen in seinem Track »Vaase Har Irani« (»Für jeden Iraner«) der Gesang eines islamischen Begräbnisses und Zitate aus dem Koran vor.

Auch bei der Band *Atma* spielt ihre Herkunft eine bedeutende Rolle in der Musik. Bei ihren geheimen Dachboden-Sessions üben sie den Spagat zwischen der iranischen



Rapper Hich-Kas: Bei bei der »Gesangsprüfung« der Zensurbehörde durchgefallen. Die Begründung: »Zu viel Street-Slang und ein unislamischer Rhythmus«

Dichterkunst Molanas aus dem 16. Jahrhundert und dynamischer Popmoderne. Der Song »Rags« (»Tanz«) – eine Mischung aus Electronica und Tribal-Rock – lässt nur in den seltensten Fällen Hüften regungslos. Wieso also all die Restriktionen, wenn doch offensichtlich ein ausgeprägtes Heimatbewusstsein vorhanden ist?

»Das weiß hier keiner so genau«, sagt Houman Javid, Leadsänger von *Atma*. »Jedes Mal lösen wir ein Problem und reichen die Songs wieder neu ein, um postwendend doch wieder eine Absage zu erhalten.«

Seit einigen Jahren sprießen – vor allem durch den Siegeszug von *MTV* und Internet – junge Bands verschiedenster Genres aus dem iranischen Boden. Sie bewegen sich oft auf anspruchsvollem Terrain und stehen zu ihren Wurzeln. Ihre Verbundenheit mit der iranischen Tradition spiegelt sich auch in ihrer Klangkunst wider: Unbeirrt von der rigorosen Zensur bekennen sie sich zu ihrer eigenen kulturellen Identität. Dass ihnen von der Regierung vorgeschrieben wird, wie »iranische« Musik zu klingen hat, ist für sie unverständlich.

Die Band *O-Hum* mit ihrem Leadsänger Shahram Sharbaf war Ende der 90er Jahre quasi der Pionier der »neuen iranischen Welle«. Mit ihrem Mix aus Alternative Rock, historischen Saiteninstrumenten wie Gheychak oder Kamantschek sowie Gedichten des weltbekannten Philosophen Hafez aus dem 14. Jahrhundert eroberten sie im Nu nicht nur die Herzen der Rockfans im Iran. Fanclubs in Kanada und den USA brachten die Server von *O-Hums* Website bei Erscheinen ihres ersten Albums »Nahal-e Heyrat« (»Das Muster des Wunders«) zum Zusammenbruch, als die Debütsingle »Darvish« gleich 130.000 Mal heruntergeladen wurde.

Überhaupt spielt das Internet bei den jungen Musikern eine wichtige Rolle. Mit ihm können sie nicht nur den Kontakt zu Verwandten in der Diaspora aufrecht erhalten. Das Medi-



SOUNDS OF SILENCE. Die Untergrund-Musikszene Teherans ist Gegenstand des Dokumentarfilms »Sounds Of Silence« von Amir Hamz und Mark Lazarz, der dieses Jahr beim renommierten *Tribeca Film Festival* in New York Premiere hatte (Szenenfoto). Junge Musiker, Journalisten und Produzenten berichten von den alltäglichen Hindernissen, denen sie im Iran ausgesetzt sind, um ihrer Leidenschaft – der Musik – nachgehen zu können. »Sounds Of Silence« feiert seine Deutschland-Premiere auf dem *Film Fest Hamburg* (5.-12. Oktober). Weitere Infos zum Film, den im Artikel vorgestellten Bands sowie Soundfiles unter

www.injektion-online.de/teheran

um dient den jungen Bands in Teheran und dem Rest des Landes vor allem als Haupt-Vertriebsplattform. Ärgerlich für die jungen Künstler ist natürlich, dass erst jetzt langsam Kreditkarten im Land eingeführt werden und somit bisher jeder Download unentgeltlich war.

Obwohl sich in der Ära des ehemaligen Präsidenten Chatami einiges verbessert hatte und bestimmte Popbands wie die Gruppe *Arian* sogar auf Unterstützung und Vermarktung durch das *Ershad*-Ministerium bauen konnten, ist nun – vor allem nach dem Dienstantritt von Präsident Ahmadinedschad im August 2005 – die Lage für viele unangepasste Aktivisten der Rock- und Popszene wieder schwierig geworden. Besonders betroffen von den Restriktionen sind Musikerinnen, da Frauenstimmen offiziell nur im Chor zugelassen sind. Weibliche Sologesänge sind tabu; der *Ershad* wacht streng über die Einhaltung der religiösen Vorschriften.

Dennoch lassen sich Bands wie *Piccolo* oder *Kook* (»Aufzieher«) nicht abhalten, Frauen an die Bühnenfront zu schicken. Sarah Nani, »Quasi-Leadsängerin« von *Piccolo*, erklärt einen ihrer Tricks: »Wir Frauen singen zwar im Chor, nehmen die Stimmen im Studio aber so auf, dass sie hinterher nur wie eine einzige klingen.« Nicht selten hört man bei Konzerten, sofern sie denn stattfinden dürfen (seit letztem Jahr sind etwa 90 Prozent der Konzerte in Teheran abgesagt worden), für einige Sekunden sogar nur eine Frauenstimme. Das ist meistens der Moment, in dem die Chorpartnerinnen, nach vorheriger Absprache, kurz inne halten.

Für die meisten jungen Bands wie *Atma*, *0-21 Music*, *O-Hum* oder *Piccolo* bleibt die Ausübung ihrer Leidenschaft eine ständige Gratwanderung – zwischen Anpassung und Protest. ■

Werbung



FOTOS MAXIMILIAN WESTPHAL

CAMPING-BLUES

Campingplätze sehen sich überall ähnlich. Ein Grund, sich hier schnell zuhause zu fühlen. Oder? Wir haben uns auf einem Campingplatz in Dänemark umgesehen.









Ruanda heute, zwölf Jahre nach dem Genozid. Noch immer sind viele Menschen traumatisiert.

Trauma im Gepäck

Sie flohen vor dem Völkermord. Zwölf Jahre später besuchen junge Erwachsene Ruanda, das Land ihrer Kindheit.

TEXT UND FOTOS JOHANNA JANUSCH

Wenn man die dünne Luft nicht gewohnt ist, wird man schnell müde. Ruanda liegt auf einer Höhe zwischen 1.500 und 2.300 Metern. Die drei Reisenden sind nicht müde – im Gegenteil: sie sind aufgekratzt, gespannt und nervös. Die Blätter wirken hier größer und grüner, die Erde roter, die Häuser bunter, die Farben der Kleider intensiver. Claudine, Maurice und Jacque (Namen geändert) kehren zwölf Jahre nach dem Völkermord in ihre Heimat zurück.

Heute leben die drei in Deutschland, Belgien und Frankreich; geboren sind sie in Ruanda. Mit ihrer Reise wollen sie zeigen, dass sie ihre Heimat nicht vergessen haben, die sie mit ihren Eltern vor oder während des Völkermordes 1994 verlassen mussten. Der Verein *Imbuto*, der sich für den interkulturellen Austausch zwischen Europa und Zentralafrika einsetzt, hat die Reise organisiert.

Die Regenzeit ist gerade zu Ende gegangen; die Luft ist klar und riecht nach der roten

Erde. Ruanda zeigt sich von seiner schönsten Seite – kaum vorstellbar, dass hier vor zwölf Jahren einer der größten Völkermorde der Geschichte stattfand. Nie zuvor haben so viele Menschen in so kurzer Zeit so viel gemordet: In 100 Tagen wurden beinahe eine Million Menschen getötet.

Claudine, Maurice und Jacque waren damals noch Kinder. Sie konnten mit ihren Eltern fliehen. Voller Enttäuschung, Hass und Traurigkeit verließen sie Ruanda. Aber immer ist es für sie das Land ihrer Kindheit geblieben.

Heute lebt das Land, herrscht Trübel in den Städten und Dörfern. Überall sind Menschen mit einer ungewohnten Gelassenheit unterwegs und transportieren Wasserbehälter oder Sporttaschen auf ihren Köpfen. Die weißen Bustaxis sind, wie immer, mit Menschen voll gestopft.

Auf ihrer Rundreise treffen Claudine, Maurice und Jacque auf junge Ruander, die sich einer schwierigen Aufgabe angenommen haben: Sie wollen den Völkermord aufarbeiten, für Versöhnung sorgen. Die drei Reisenden berichten, wie in Europa mit dem Holocaust umgegangen wird, und sie informieren sich, wie in Ruanda bis heute getrauert und der Toten gedacht wird. Sie selbst hatten bisher kaum Gelegenheit, ihre Toten zu betrauern.

Die Kinder, die damals flohen, konnten sich schneller als ihre Eltern in die neue Gesellschaft integrieren, lernten die neue Sprache schneller und gewöhnten sich eher an die noch fremde Kultur. »In vielen Familien wird das Thema ›Ruanda‹ bis heute tabuisiert. Die Diskussion bleibt auf dem Stand von 1994 stehen. Noch immer stehen viele ungeklärte Fragen nach Schuld, Verantwortung und Anerkennung des Unrechts im Raum«, weiß

RUANDA ist das am dichtesten besiedelte Land Afrikas. Über acht Millionen Menschen leben auf einer Fläche, die etwas größer als Hessen ist. 90 Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt knapp 40 Jahre.

Die Kolonialmächte (Deutschland 1894-1916, Belgien 1916-1962) trugen entscheidend dazu bei, die Trennung der Gesellschaft in Hutu und Tutsi zu forcieren. Sie definierten die ursprünglich eher soziale Unterscheidung mit Hilfe von Rassentheorien in »Stämme« um und schürten diesen Zwist aus Machtkalkül. Die Republik Ruanda litt daher von Anfang an unter Bürgerkriegen und Vertreibungen, die 1994 im Völkermord eskalierten. Binnen 100 Tagen wurden mindestens 800.000 Menschen ermordet.

Weitere Informationen zu diesem Thema, zur Aufarbeitung des Genozids und der aktuellen politischen und sozialen Situation Ruandas in einem ausführlichen Schwerpunkt unter www.injektion-online.de/ruanda



KARTE: NORA COENENBERG



Trügerische Idylle: In Ruanda starben während des Völkermords mindestens 800.000 Menschen.

Hildegard Schüring vom Verein *Imbuto*. Noch immer leben mehrere tausend ruandische Familien im Exil.

Fahrt durch die Hauptstadt Kigali. Große Steinhäuser wechseln sich mit kleinen Lehmhütten ab. »In diesem Haus war einmal ein Laden, der einer befreundeten Familie gehörte«, erinnert sich Claudine. »Eines Tages war er plötzlich geschlossen. Die ganze Familie wurde ermordet.« Überall gibt es ähnliche Geschichten, die so selbstverständlich erzählt werden, wie wir es von Anekdoten aus der Grundschule kennen.

Maurice, Jacque und Claudine haben ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrer Heimat. Sie alle haben Verwandte und Freunde, die hier getötet wurden oder einfach verschwanden. Claudine, heute 26 Jahre alt, hat Ruanda vor drei Jahren das erste Mal wieder besucht.

»Danach wollte ich nie wieder hierher kommen«, erzählt sie. »Doch jetzt ist es besser. Ich wusste, wohin ich gehe. Ich habe mehr Vertrauen in mich und fange an, mich hier wohl zu fühlen.« Ohne Scheu und Berührungsängste läuft sie durch die Armenviertel der Stadt und redet mit den Menschen, ganz so wie jemand, der sein ganzes Leben in Ruanda verbracht hat. Sie erkennt Straßen wieder, ihre alte Schule. Das meiste sehe noch aus wie vor dem Krieg, sagt Claudine – als habe es ihn nie gegeben.

Claudine ist damals nach Westafrika gezogen, heute studiert sie in Deutschland Politik und Geografie. Später möchte sie in der Entwicklungshilfe arbeiten, aber nicht in Ruanda. Sie spricht Französisch, Englisch, Deutsch und die ruandische Sprache Kinyarwanda fließend; gerade lernt sie Spanisch. Vielleicht wird sie nach Lateinamerika gehen. In den Augen der Ruander sind Claudine,

Maurice und Jacque Europäer. Sie selbst sind sich weniger sicher: Auch in Europa gelten sie als Fremde und werden mit Rassismus konfrontiert.

Der 18-jährige Jacque hat Kinyarwanda, die Sprache des Landes, nie gelernt: »Ich bin in Ruanda geboren, lebe aber in Frankreich. Es ist das erste Mal, dass ich zurückkehre«, berichtet er. »Ruanda ist zwar meine Heimat, aber am wohlsten fühle ich mich in Frankreich – dem Land, das mich aufgenommen hat und in dem ich meine Kindheit verbracht habe.«

Trotzdem fühlt er sich auch in Ruanda zuhause und ist stolz, aus einem so schönen Land zu kommen. Während seines Aufenthalts versucht er, so viel Zeit wie möglich mit seiner Familie zu verbringen, die nach wie vor in Kigali lebt.

In der Hauptstadt liegt auch die nationale Gedenkstätte von Gisozi. 250.000 Menschen

wurden alleine hier getötet. Maurice, Claudine und Jacque gehen an den Fotos vorbei – neugierig, aber auch voller Angst, ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Die Bilder sollen an die Toten erinnern. Während der Morde verloren sie ihre Identität, wurden als »Kakerlaken« bezeichnet und so ihrer Menschlichkeit beraubt. Jeden Tag 24 Stunden lang hatte damals der Radiosender *Radio-Télévision Libre des Mille Collines* von Kigali aus ununterbrochen zum Morden aufgerufen; alles »Ungeziefer«, alle Tutsi sollten sterben. Heute klagt der ehemalige UN-Kommandant Roméo Dallaire die Weltgesellschaft an, diesen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zugehört, aber nicht eingegriffen zu haben. Der Film »Hotel Ruanda« erzählt die Geschichte des hilflosen Kommandanten.

Der Völkermord war der Versuch einer ruandischen »Endlösung«, die durch gezielte Pro-

Am See beugen sich die Palmen über dem Wasser. Auf einem Hügel steht ein Schild: 11.400 Ermordete

paganda und systematische Vernichtungspläne der Befehlshaber erreicht werden sollte. Eine Machtelite aus der Bevölkerungsgruppe der Hutu wollte die wesentlich kleinere Gruppe der Tutsi auslöschen. Im Weg standen ebenso diejenigen Hutu, die das Morden ablehnten und halfen, verfolgte Tutsi zu beschützen. Die Täter: meist Milizen und junge Menschen, die sogar ihre Nachbarn und Familienmitglieder ermordeten. Die Tatwaffen: meist Macheten oder mit Nägeln versehene Holzknüppel. Werte und Normen spielten keine Rolle mehr, als die Maschinerie einmal im Gang war. »Regel Nummer eins war zu töten«, berichtet einer der Täter. »Regel Nummer zwei gab es nicht.«

Die Studentenstadt Butare. Hier treffen Maurice, Jacque und Claudine auf Psychologie-Studenten, die über die ständige Konfrontation mit dem Völkermord im eigenen Land berichten. Es komme häufig vor, dass Menschen durch ihre Erinnerungen traumatisiert seien. »Wir erzählen ihnen, dass sie nicht krank sind, sondern dass schlechte Träume und ihre psychischen Zusammenbrüche ganz normale Reaktionen auf ein völlig unnormales Ereignis sind«, berichten die Studenten. Mit ihnen sprechen Maurice und Claudine wieder Kinyarwanda. »Es tut gut, die Sprache meiner Kindheit mit Gleichaltrigen zu sprechen«, sagt Maurice. Die schönen Erinnerungen seiner Kindheit machen für ihn einen Großteil seiner Heimat aus. Gleichzeitig belasten ihn die Bilder des Schreckens und der Flucht. Zwei Millionen Menschen flohen wie er während des Genozids aus Ruanda.

Unter katastrophalen Bedingungen gelangte der damals achtjährige Maurice nach Belgien,

wo er bis zum vergangenen Jahr lebte. Jetzt studiert er in England. Hier, in Ruanda, in Butare, steht das Haus, in dem er vor 20 Jahren das Licht der Welt erblickte. »Ruanda ist das Land meiner Eltern, das Land, in dem ich geboren wurde«, sagt er. »Wo meine Heimat liegt? Nirgendwo!«

Man bemerkt, dass Maurice zwei Seiten hat. Die eine davon: der Womanizer. Die Frauen in Ruanda seien die schönsten der Welt, sagt er. Während der gesamten Reise schläft er kaum, ist ständig unterwegs, will Leute kennen lernen, tanzen gehen. Die andere Seite zeigt er kaum. Dann ist er in sich gekehrt, verschlossen – wie in der Gedenkstätte in Bisesero. Hier haben tausende Menschen drei Monate lang im Wald Widerstand geleistet. 50.000 Menschen wurden schließlich hier ermordet. Auf dem Gelände der Gedenkstätte steht eine Halle aus Blech, gefüllt mit den Schädeln und Knochen der Ermordeten. So viele, dass es einem den Magen umdreht.

Wenn man die Menschen in Ruanda heute fragt, sagen sie: »Never again; wir wollen, dass so etwas nie wieder passiert.« Deshalb soll der Horror dokumentiert werden, deshalb sollen die Knochen auf die Massen ermordeter Ruander hinweisen. Der Staat fordert die Menschen dazu auf, die Gedenkstätten zu besuchen. Maurice kann sie sich nicht anschauen; er bleibt draußen stehen und ist plötzlich auffallend still. Vielleicht wird ihm der Verlust der Verwandten und die dramatische Flucht unmittelbar bewusst, vielleicht will er sich nicht daran erinnern.

Direkt am Kivu-See liegt die Stadt Kibuye, die letzte Station von Maurice, Claudine und



Allein in der Stadt Kibuye wurden 11.400 Menschen getötet. Ein Mahnmal erinnert daran.

Jacque. Am See beugen sich die Palmen über dem Wasser, in der Morgendämmerung paddeln Fischer hinaus, die im Takt der Trommel ihre Ruder ins Wasser stechen und dazu einen melodischen Gesang anstimmen. Auf einem Hügel mit Blick auf den See steht eine Kirche, davor ein Schild: 11.400 Ermordete. Direkt neben dem leeren Fußballstadion von Kibuye liegt ein Massengrab. Regelmäßig wird es von Augenzeugen des Massakers gepflegt. Mit Macheten mähen Claudine, Jacque und Maurice das Unkraut neben den Gräbern.

Jeder, der 1994 in Ruanda lebte, war in irgendeiner Form am Völkermord beteiligt – als Zuschauer, Opfer, Täter oder als Opfer *und* Täter.

Heute leben sie alle zusammen in derselben Gesellschaft. Offiziell ist die Unterscheidung zwischen Hutu und Tutsi mittlerweile

verboten; immer wieder hört man: »Wir unterscheiden nicht nach Gruppen. Wir alle sind Ruander.« Doch jeder Betroffene muss selbst entscheiden, ob er vergeben kann und will. Die einen sagen: Nur wer vergibt, kann sich versöhnen. Die anderen wollen, dass den Mördern von damals ihre gerechte Strafe zukommt. Ein einzelner fragt kleinlaut: Habe ich auch das Recht, *nicht* zu vergeben? Auch Maurice, Jacque und Claudine beschäftigen diese Fragen, die die Suche nach der eigenen Identität bestimmen. »Ich habe Angst zu vergessen, woher ich komme«, sagt Maurice, »aber das wird nicht geschehen.« Claudine fügt hinzu: »Meine Heimat ist da, wo mein Herz hingehört. Ruanda ist das Land, in dem ich geboren wurde – aber nicht meine Heimat.« Dennoch ergänzt sie schnell: »Ruanda ist schön, und ich bin gerne hier. Und es ist gut zu wissen, dass ich jetzt jederzeit hierher zurückkommen kann.«

BLUMEN FÜR DIE WAFFEN-SS

Vor dem Freiheitsdenkmal stehen Mädchen in Trachten mit Blumen in der Hand und einem feierlichen Lächeln auf den Lippen. Hinter ihnen bilden vorwiegend junge Fahnenträger ein Spalier. An langen, schweren Holzstangen halten sie stundenlang die Nationalflagge in den eisigen Nordwind. Sie tragen altertümliche Uniformen und eine ernste Mine. Ein Lied wird angestimmt. Man wartet.

Es ist ein anscheinend friedliches Bild, das sich am Vormittag des 16. März auf der *Brivibas Iela*, einer der zentralen Straßen der lettischen Hauptstadt Riga bietet. Einige Polizisten stehen in Grüppchen zusammen, rauchend, die Hände in den Taschen. Sie beobachten scheinbar ohne besonderes Interesse die Gruppe der Demonstrationsgegner, die sich am Rande der Allee gelbe Judensterne aus Papier an die dicken Wintermäntel heftet oder Sträflingskleidung anlegt.

Nichts deutet darauf hin, dass es hier nur wenig später zu Verhaftungen und Rangeleien kommen wird – dann nämlich, als der erwartete Demonstrationzug eintrifft, der sich zuvor am Rigaer Okkupationsmuseum bildete: Ehemalige Legionäre, die im Zweiten Weltkrieg an der Seite der deutschen Waffen-SS kämpften und Angehörige gefallener Soldaten versammelten um sich eine bunte Menge aus Studenten, Familien mit Kindern, hochrangigen Politikern und Prominenten – sowie einigen auffallend jungen Neonazis. Denn die

einzigartige Ehrerbietung gilt ausgerechnet der Waffen-SS. Der 16. März ist der Jahrestag der Gründung der ersten lettischen SS-Sektion im Jahre 1942. Als sie auf die hauptsächlich russischen Gegendemonstranten stoßen, die ihnen »Kein Faschismus« und »Lettland-Schande für Europa« entgegen schleudern, muss die Polizei dazwischen gehen und 60 Personen festnehmen – darunter auch den Vorsitzenden der Bewegung *Lettische Nationale Front*, Aivars Garda.

Ein Bild, das sich in Variationen jährlich wiederholt – und ein Schlaglicht wirft auf ein zerrissenes Land zwischen glühender Heimatliebe und Ausgrenzung. Und auf ein verzerrtes Geschichtsverständnis: Die lettische Bevölkerung ist in ihrem Verhältnis zu Russland und den Deutschen noch immer tief gespalten. In ihren Augen gab es für die Letten immer nur Besatzer, die ihnen mehr oder weniger Rechte zugestanden. Die kurze Zeit der Okkupation durch die Nationalsozialisten gilt vielen Letten als Zeit der Befreiung von den russischen »Gräueltätern«. Nach der gewaltsamen Aneignung ihres Heimatlandes durch die Sowjetunion 1940 und der Deportation von über 100.000 Letten nach Sibirien bejubelten sie den Einmarsch der Deutschen 1941 – zumal diese die Unabhängigkeit des Landes versprachen. Etwa 140.000 Letten meldeten sich auf Seiten der Deutschen zur Waffe, die mei-

Mit Feiermärschen wird in Lettland alljährlich der Gründung der lettischen Waffen-SS gedacht. Die Feiern zum Jahrestag sind auch ein Bekenntnis junger Letten zu Volk, Heimat und Unabhängigkeit – und Ausdruck eines verzerrten Geschichtsverständnisses in einem zerrissenen Land.

TEXT UND FOTOS ANNIKA MÜLLER

sten zur SS. Mehr als 50.000 von ihnen wurden getötet. Dennoch bedeutete das Ende der Nazi Herrschaft für viele Letten nicht wie anderenorts das Ende des Schreckens.

Nach der Wiedereroberung des Landes durch die rote Armee wurde die Bevölkerung brutal für ihre Kooperation mit den Deutschen bestraft. Abertausende wurden in die Gulags verschleppt, gefoltert oder liquidiert. Die sowjetische Zentralregierung versuchte, die Letten gezielt zur Minderheit in ihrem eigenen Land zu machen und siedelte Bürger aus anderen Regionen der UdSSR in Lettland an. Noch heute bilden Russen fast dreißig Prozent der Bevölkerung – in der Hauptstadt Riga sowie in anderen wichtigen Städten bilden sie teilweise sogar die Mehrheit. Zwischen ihnen und den Letten steht die junge Geschichte von Eliminierung, Vertreibung sowie dem Verbot der lettischen Sprache und Kultur während der Okkupationszeit. Viele Russen lehnen den lettischen Staat bis heute ab, ziehen ein Leben mit Staatenlosen-



Ein als jüdischer Häftling verkleideter Mann protestiert gegen den Feiermarsch, mit dem der Gründung der lettischen Waffen-SS gedacht wird.

»Die Parade der SS-Veteranen schadet dem Image«, meint das Parlament. Die Menschen versammeln sich trotzdem.

Pässen einer Einbürgerung vor und versuchen mit einer Klage vor dem internationalen Gerichtshof für Menschenrechte der Einführung von Lettisch als Unterrichtssprache an den Schulen entgegenzuwirken. Wer auf den russischen Straßenmärkten lettisch spricht, wird von den Händlern nicht bedient.

Demgegenüber stehen auf Seite der Letten nationale Symbole, die lettische Sprache und die Verehrung der überlieferten Mythen und Lieder hoch im Kurs. Findet gerade ein Staatsbesuch statt, wird selbstverständlich an allen Häusern geflaggt. An den Universitäten sind kaum Russen eingeschrieben, bislang finden Lehrveranstaltungen nur auf lettisch statt.

Besonders populär sind die lettischen Sängerverbände mit Volksliedchören und Volkstänzen, Sonnenwendzeremonien und Trachten. Was Jugendliche bei uns auf die Barrikaden treibt oder ihnen nur ein müdes Lächeln abringen würde, erfreut sich sogar bei lettischen Punks großer Beliebtheit. Russen bleiben diesen Festen selbstverständlich fern – schließlich bildeten diese Ende der 80er Jahre eine Keimzelle der baltischen Unabhängigkeitsbewegung und prägten den Begriff »singende Revolution«. Seit Juli 2005 ist der Schutz der Sängerverbände sogar in einem eigenen Gesetz festgeschrieben. Die »Dainas« genannten Volkslieder gelten den Letten als Teil ihrer nationalen Identität. So wird auch auf der Demonstration zu Ehren der angeblichen Heimatverteidiger der SS nicht skandiert, sondern gesungen.

Nicht nur das starke Nationalbewusstsein der Letten, sondern auch die Verklärung der SS-Besatzungszeit von 1941 bis 1945 wurzelt in der Erfahrung des kleinen lettischen Volkes mit der UdSSR. Das SS-Symbol galt bis zum

Fall der Sowjetunion in Lettland als Zeichen des Widerstands. Der Tag der Gründung der lettischen Waffen-SS hat sich seit der Unabhängigkeit 1991 zugleich zum Gedenktag an die Opfer der Sowjetzeit entwickelt. Im Jahr 1998 hatten die lettischen Behörden den 16. März sogar zum offiziellen »Soldatentag« erklärt, mussten ihren Vorstoß zwei Jahre später jedoch auf internationalen Druck wieder zurückziehen. Die Demonstrationen blieben.

Das offizielle Russland gibt sich alarmiert. »Es gibt keine Rechtfertigung dafür, dass SS-Legionäre durch das Zentrum der lettischen Hauptstadt marschieren, während die Polizei gegen Antifaschisten mit Gewalt vorgeht. All das geschieht im heutigen Lettland, das Mitglied der Europäischen Union und der OSZE ist«, erklärt Alexej Borodawkin, ständiger Vertreter Russlands bei der OSZE. Russische Nachrichtenagenturen hatten im vergangenen Jahr den stellvertretenden russischen Außenminister Juri Fedotow mit den Worten zitiert: »Die Heroisierung der Waffen-SS-Legionäre und Versuche, die Geschichte des Zweiten Weltkrieges neu zu schreiben, sind Praktiken, die moderne Formen des Rassismus und des Neonazismus nähren.« Der stellvertretende Direktor des lettischen Okkupationsmuseums, Valters Nollendorfs, reagiert empfindlich auf derartige Äußerungen: »Das ist von russischer Seite einfach nicht ehrlich. Viele Letten, die damals für die Deutschen gekämpft haben, haben das ja nicht freiwillig getan. Historisch gibt es nach wie vor sehr viel aufzuarbeiten.«

Der EU-Beitritt des Landes hat diesen Prozess angestoßen. In welche Richtung er sich in der russischen wie lettischen Öffentlichkeit entwickeln wird, bleibt jedoch offen.



Stundenlang weht die Nationalflagge im Wind – den lettischen SS-Veteranen zu Ehren.

Zumindest in der Haltung der Politiker hat sich etwas verändert. Die Verehrung der SS bildet einen Fleck auf der Europa-Westseite, die das Land frisch angelegt hat. Noch im September 2003 hatte Premierminister Aigars Kalvitis mit rund 5.000 Menschen an der Einweihung eines Friedhofs für Gefallene der Waffen-SS in Lestene teilgenommen, den ein Denkmal mit der Bezeichnung »Heimat Mutter-Lettland« zielt. Unter den Gästen waren auch Kulturministerin Inguna Ribena und mehrere Parlamentsabgeordnete.

Im vergangenen Jahr verkündete Kalvitis jedoch, dass Regierungsmitglieder die Demonstration nicht besuchen werden – was allerdings einige Parlamentskollegen nicht davon abhielt, es dennoch zu tun. Auch Staatspräsidentin Vaira Vike-Freiberga läutete nach dem EU-Beitritt – ob aus staatspolitischem Interesse oder Überzeugung bleibt dahingestellt – einen neuen Kurs ein und rief dazu auf, gefallenen Soldaten ausschließlich am dazu bestimmten Nationalfeiertag, dem 11. November, zu gedenken. Lettland müsse als demokratischer Staat totalitäre Ideologien

und Extremisten verdammen, die die komplexe Geschichte des Landes für ihre Zwecke missbrauchten.

Das Stadtparlament von Riga nahm sich die Worte zu Herzen. Die Parade der SS-Veteranen »schadet dem internationalen Image des Landes und der Stadt und führt zur Radikalisierung der Jugendlichen«, befanden Abgeordnete der Partei *Für Menschenrechte im einheitlichen Lettland* und beantragten ein Verbot. Mit Erfolg – in diesem Jahr war die Veranstaltung das erste Mal nicht genehmigt. Trotzdem fanden am 16. März wieder hunderte Letten ihren Weg zum Freiheitsdenkmal in Riga.

»Das ist an sich erst mal nichts Schlimmes. Wo sollte es verboten sein, der Gefallenen mit Blumen zu gedenken«, fragt Valters Nollendorfs vom lettischen Okkupationsmuseum und fügt im gleichen Atemzug hinzu: »schlimm und sehr bedenklich ist es allerdings, wenn ans Radikale grenzende Gruppierungen junger Leute so eine Veranstaltung für sich nutzen«. Die Sorge ist berechtigt: Die beiden von

westlichen Beobachtern als neonazistische eingestuft. Gruppierungen *Visu Latvija* und *Klubs 415* haben die Kundgebungen am 16. März in den letzten fünf Jahren unauffällig unter ihre Führung gebracht. Daina Bleiere, Dozentin am historischen Institut der Universität Lettlands ist dennoch nicht sonderlich beunruhigt: »Für mich hat das Ganze viel mit Show zu tun«, sagt sie. »Solche Gruppen wie den *Klubs 415* bemerkt man hier das ganze Jahr nicht. An solchen Tagen kommen sie raus und zeigen, dass es sie gibt. Der Großteil unserer Jugend ist aber zum Glück demokratisch eingestellt. Die radikal rechts gerichteten Organisationen sind sehr kleine Gruppen ohne großen Einfluss.« Dennoch: Die Feiern sind inzwischen mehr und mehr zum Bekenntnis gerade junger Letten zu Volk, Heimat und Unabhängigkeit geworden.

»Wir haben Verständnis dafür, dass die Menschen hier ihren Angehörigen gedenken wollen«, sagt ein Student und hält ein

durchgestrichenes Hakenkreuz hoch. Trotzdem hat er sich der Gegendemonstration der Organisation *Vaterland-Russische Nationalunion* angeschlossen. Ihn stören die Neonazis, deren frisch rasierte Glatzen aus dem Demonstrationszug herausragen – und die jedes Jahr zahlreicher erscheinen. ■

»Für Freiheit und Vaterland«: Sockelinschrift des Freiheitsdenkmals in Riga.

Werbung





HEIMAT

- 50 »DORNENGESTRÜPP DER ZWEIFEL«
Jan Müller, Bassist von *Tocotronic*, über Pop und Patriotismus
- 54 HEIMAT AUF 64 SEITEN
Ein Besuch beim Hamburger Kelter-Verlag, Spezialist für Groschenromane
- 58 LABSKAUS CONTRA LEBERKÄSE
Tim Mälzer über Familie, Identität und regionale Küche
- 63 UNISONO
Über die Freude, Teil eines Ganzen zu sein. Eine Fotostrecke
- 70 »HEIMAT IST DER ZUSTAND, IN DEM DAS LEBEN SINN MACHT«
Regisseur Edgar Reitz im Gespräch
- 76 AUFBRUCH
Eine Kurzgeschichte



»DORNENGESTRÜPP DER ZWEIFEL«

Tocotronic-Bassist Jan Müller (im Bild ganz links) über grauenvolle Vaterlandsliebe in der Popmusik und die musikalische Utopie einer Heimat

INTERVIEW CAROLIN WIEDEMANN / FOTOS STEPHAN ABRY

Ihr sprecht euch immer wieder gegen jegliche Form des musikalischen Patriotismus aus. Liebt ihr eure Heimat nicht?

Jan Müller: Zumindest nicht, wenn uns Heimatliebe in Form von Nationalismus begegnet. Dann kommt uns das Grauen! Und wenn eine solche Haltung mit Titeln wie

»Heimatlied« auch noch so bedenkenlos wie der *Musikantenstadt* in die Popmusik einzieht, dann ekelt uns das regelrecht. Leider sind aber die Kräfte, die Popmusik mit einer nationalen Identität verbinden wollen, in den letzten Jahren auf dem Siegesmarsch. Trotzdem würden wir uns nie hinstellen und »Deutschland, verrecke!« rufen.

»Es geht um Sehnsüchte – nicht darum, es sich im Hier und Jetzt bequem zu machen.«

Dann wärt ihr vermutlich auch kaum vom Goethe-Institut eingeladen worden, ein Konzert in Sibirien zu geben. Wenn ihr die deutsche Kulturoffensive im Ausland derart unterstützt: Verbindet ihr eure Musik dann nicht doch mit einer nationalen Identität?

Da kann man uns sicher auf den ersten Blick einen gewissen Opportunismus vorwerfen. Tatsächlich haben wir lange diskutiert, ob wir diese Form von Kulturaustausch unterstützen wollen. Aber letztlich können wir ja nicht verleugnen, Teil einer deutschen Kultur zu sein. Uns widert eher an, mit welchem Selbstverständnis viele Leute sich und ihre nationale Heimat in der Pop-Szene in einer derartigen Ungebrochenheit feiern. Indie-Musik war geprägt von einer systemkritischen, selbstzerfleischenden Stimmung. Es erschreckt uns, dass gerade sie inzwischen zur Musik der neuen Spießier verkommen ist.

Heimatbezug in der Musik ist demnach spießig?

Heimat selbst nicht, aber der Begriff. Zum einen hat er angesichts unserer Geschichte einen negativen Beigeschmack, zum anderen hat so ein Heimatbezug im Sinne von »Angeworben-Sein« auch rein gar nichts Künstlerisches. Nimm den Beat-Poeten Jack Kerouac: Wirklich interessante Kunst beschäftigt sich mit dem Gefühl, unterwegs zu sein – und eben nicht am Ziel, in der Heimat.

Ihr seid selbst ebenfalls häufig unterwegs. Gehen dadurch Bindungen verloren – und kann die Verortung innerhalb der Band das kompensieren?

Selbst wenn wir länger unterwegs sind, verlieren wir dadurch nicht gleich andere Bindungen. Wir strukturieren unsere Arbeit so, dass wir auch außerhalb der Band engen Kon-

takt zu privaten Bezugspersonen aufrecht erhalten können. Dennoch ist die Freundschaft innerhalb der Band ein zentraler Ort, an dem man sich zu Hause fühlt.

Kann die Musik selbst auch ein Gefühl der Geborgenheit geben?

Es gibt einzelne Momente, in denen wir ein Stück für gelungen halten, es schlichtweg als schön empfinden und uns auf der Bühne oder im Proberaum so wohl fühlen, dass wir tatsächlich das Gefühl haben, angekommen zu sein. Aber das ist mehr eine Art kurzes Aufblitzen und kein dauerhafter Zustand, der Geborgenheit vermittelt. In der Regel empfinden wir Musik als ein Dornengestrüpp, durch das wir uns kämpfen müssen. Daher ist es ziemlich unpassend, sie als unsere »Heimat« zu bezeichnen.

Genau das ist eure Musik aber für viele eurer Fans. Wie fühlt es sich an, auf einmal zu den Lebensgefühlgebern einer Generation verhuschter Trainingsjackentypen geworden zu sein?

Dass sich junge Leute an uns orientieren, hat uns zu Anfang sehr verunsichert. Wir wollten und konnten doch niemandem erzählen, wo es lang geht. Unsere Musik hat keinen erzieherischen Auftrag. Doch mittlerweile wissen wir es auch zu schätzen, dass sich die Hörer mit unserer Musik identifizieren. Das erweckt ein gewisses Verantwortungsbewusstsein.

Mit einem Album wie »Pure Vernunft darf niemals siegen« habt ihr allerdings gerade manch alte Fans vor den Kopf gestoßen.

Ja, es macht uns Spaß, die Leute zu irritieren, nicht nur mit unserem letzten Album. Unsere Ausdrucksmittel ändern sich ständig – sowohl textlich als auch musikalisch. Aber dennoch erschaffen wir mit diesem Album et-



ABER HIER LEBEN, NEIN DANKE. Schon lange bevor Indie-Sampler mit Titeln wie »Neue Heimat« und »Generation Deutsch« in den Plattenläden auftauchten und die Diskussion über eine Radioquote für deutschsprachige Musik entbrannte, machten sich *Tocotronic* immer wieder vehement gegen jegliche Form des musikalischen Patriotismus stark. Ende 1993 gegründet, haben die Vertreter der so genannten »Hamburger Schule« den Geheimtipp-Status längst hinter sich gelassen; im vergangenen Jahr veröffentlichten Jan Müller, Rick McPhail, Arne Zank und Dirk von Lotzow (v.l.) ein »Best of«-Album.

was, worum es uns immer ging: Parolen und gleichzeitig Verwirrung. Es ging uns nie darum, durch Berechnung eine bestimmte Hörserschaft zu halten. Wie grauenhaft wäre es, seine Musik nur daran auszurichten, eine bestimmte Zielgruppe zu bedienen! Da müssen doch immer eher wir uns mit der Musik identifizieren können als irgendwelche Fans.

Mit der Band *Bierbeben* hast du inzwischen ein zweites Projekt. Fürchtest du, irgendwann in Konkurrenz zu *Tocotronic* zu treten? Kannst du dich mit dem neuen Projekt eher identifizieren?

Nein. Unsere Nebenprojekte sind eher eine Ergänzung zu *Tocotronic*. Wenn ich an einer *Bierbeben*-Platte arbeite, ist mir das für den Moment natürlich näher. Aber wir benutzen diese Projekte auch alle bewusst, um neue Impulse für *Tocotronic* zu bekommen. Würden wir uns alle stets nur mit derselben Sache be-

fassen, triebe uns das sicher in den Wahnsinn und es käme nichts voran.

Das Gefühl, angekommen zu sein, schränkt demnach die Entwicklung ein. Hat das auch mit deiner Abneigung gegenüber Heimat zu tun?

Wenn Heimat bedeutet, sich dauerhaft über einen bestimmten musikalischen Kniff zu definieren, dann trifft Abneigung wohl zu. Für uns ist es viel mehr wahnsinnig frustrierend zu glauben, den einen Kniff gefunden zu haben. Wir fragen uns immer wieder aufs Neue, worin eigentlich die Aufgabe liegt. Der Zweifel ist ein grundlegendes Wesen der Kunst.

Heißt Zweifel: Getrieben-Sein? Heimatlos zu sein?

Ganz genau. Es geht nicht darum, daheim zu sein. Es geht darum, auszubrechen, woanders hinzukommen. Es geht um Sehnsüchte. Nicht darum, es sich im Hier und Jetzt bequem zu machen. ■

Werbung

Heimat auf 64 Seiten

Von Liebe, Bergen und Leidenschaft: zu Besuch beim Martin Kelter Verlag,
einem der größten deutschen Produzenten von Heimatromanen

TEXT WIEBKE WERNER

Alle Zitate aus »Ein Madl kämpft um einen Mann... auch wenn alle gegen ihn sind!«

ALS DIE ERSTEN SONNEN-
STRAHLEN durch die hohen Bäume
fielen, blieb sie stehen und ver-
schnaufte. Dabei fragte sie sich,
warum sie eigentlich so rannte, wo ihr doch
alle Zeit der Welt zur Verfügung stand. Heu-
te war Donnerstag, und am Montag fing erst
wieder ihre Arbeit an, warum diese Eile? Lag
es an der inneren Unruhe, an der Zwiespältig-
keit ihres Herzens? Nicht einmal die Natur des
erwachenden Tages vermochte sie zu genießen,
dabei liebte sie ihre Heimat, war bisher immer
mit offenen Augen einhergegangen...

So beginnt die schicksalhafte Geschichte
der jungen Lisbeth, die sich aus der unglück-
lichen Verlobung mit dem verschlagenen Toni
in das Glück mit Siegfried flüchtet – alles vor
der Kulisse der wunderschönen Alpen und
trotz unheilvoller Widrigkeiten selbstver-
ständlich mit Happy End.

Der Ort, an dem solch dramatische Ge-
schichten entstehen, hat allerdings wenig ge-
mein mit dem beschriebenen Wald- und Wie-

senidyll: in einem schlichten Rotklinker-Bau
in Hamburg-Wandsbek befindet sich auf drei
Etagen der Martin Kelter Verlag, Herausge-
ber von mehr als 150 Romanen, Romanzeit-
schriften, Rätselheften – davon allein zehn
verschiedene Heimatromanreihen wie *Der
Bergpfarrer*, die wöchentlich oder 14-täg-
lich mit einer Auflage von bis zu 40.000 Stück
erscheinen. *Der Bergpfarrer* wurde 2005
zum zweiten Mal verfilmt – und bescherte dem
ZDF traumhafte Quoten von bis zu sechs Mil-
lionen Zuschauern. Sein berühmter Arzt-Kol-
lege *Dr. Norden* ist mit über 170 Millionen
verkauften Exemplaren Deutschlands erfolg-
reichstes Romanheft überhaupt.

»Wir bieten den Menschen eine Art Zu-
fluchtsort«, erklärt Cheflektor Andreas Schä-
fer das Prinzip der Heimatromane, »unsere
Geschichten bringen Entspannung vom stres-
sigen Alltag.« Die stets wiederkehrende Berg-
kulisse dient dabei als Synonym für den Hei-
matbegriff, für einen Ort der Geborgenheit.
In ihr entfalten sich Geschichten von boden-



Heißer Flirt auf der Alm: Titelfoto des Bergromans »Begegnung mit dem Glück« aus der Reihe »Heimatglocken«

ständigen, tugendhaften Menschen, die für ein
kurzen Moment in ihrer heilen Welt auf-
gescheucht werden und diese wieder zurück
erobern müssen.

Ich denke, wir haben uns ausgedet«, nahm
die Rotthammerin wieder das Wort. »Glaub
aber nur nicht, dass ich deine Beziehung zu
diesem Kerl dulden werde, eher bringe ich dich
um!« Lisbeth sprang auf und stellte sich vor ih-
rer Mutter hin und drohte: »Wenn du nur den
Versuch wagst, Mutter, Siegfried etwas anzu-
tun, dann... dann...«

Die Sehnsucht nach einer heilen, geordneten
Welt scheint vor allem in Tagen wachsender
Unsicherheit größer denn je: In Folge des 11.
Septembers etwa verzeichnete der *Martin Kel-
ter Verlag* einen deutlichen Anstieg der Ver-
kaufszahlen. Andreas Schäfer weiß warum:
»Wir setzen positive Nachrichten gegen ne-
gative Nachrichten.« Der Anspruch des Ver-
lages lautet demnach bescheiden: »Freude
bereiten« – das gab uns schon der Altverleger

Herr Melchert mit auf den Weg« so Schäfer.
Der in Travemünde geborene Otto Melchert
gründete das Verlagshaus 1938 – unter der
Leitung seines Sohnes sowie durch aktive Mit-
arbeit der gesamten Familie Melchert gehört
der *Martin Kelter Verlag* heute zu den Erfol-
reichsten auf dem Gebiet der so genannten
Groschenromane. Das mittelständische Un-
ternehmen zählt an seinen beiden Standorten
Hamburg und Geesthacht an die 250 Mitar-
beiter. Grafik, Druck, Vertrieb und Versand
werden gänzlich im Haus abgewickelt.

Einzig das Schreiben wird anderen über-
lassen: Der Verlag arbeitet mit bis zu 40
freien Autoren zusammen, profession-
ellen Schreibern und Hobby-Schriftstel-
lern jeden Alters, Männern wie Frauen.
Die Beherrschung der literarischen Grund-
regeln ist Voraussetzung. So mancher *Kel-
ter*-Autor hat es über die Jahre zu gro-
ßem Erfolg gebracht; die *Dr. Norden*-Erfin-
derin Patricia Vandenberg etwa hat inzwischen
schon über 2.000 Romane veröffentlicht.

Ein Patentrezept für den Heimatroman gibt es allerdings nicht. Silke Koal, Lektorin mit Spezialgebiet Heimatroman betont: »Der Funke muss einfach überspringen.« Schäfer erklärt: »Wichtig ist, dass echte Begeisterung zum Ausdruck kommt, nur so können große Gefühle transportiert werden.« Und: Der Verlag gebe keinerlei inhaltliche Vorgaben, die Storys entspringen einzig und allein der Fantasie der Autoren. Dennoch gibt es einige wiederkehrende Elemente: die Bergwelt und ihre bodenständigen und fest in ihren Werten verankerten Bewohner, die – komprimiert auf 64 Seiten – kleine und große Schicksalsschläge zu überwinden haben.

Morgen wollte sie Siegfried besuchen, da durfte sie nicht gleich in Tränen ausbrechen. Sie musste stark und zuverlässig wirken. Stattdessen aber ranen schon wieder Tränen über Lisbeths

Gesicht. Sie fühlte sich so einsam und verlassen wie nie zuvor in ihrem Leben.

Unterhaltung, mehr will der Heimatroman nicht sein. Kritik, die das Genre als Kitsch abtut, wischt Andreas Schäfer lächelnd beiseite: »Auch Dürrenmatt und Goethe wurden schon der Trivialität bezichtigt.« Wer die Realitätsferne des Heimatromans bemängelt, wird von Schäfer eines Besseren belehrt: Geschichte wie *Der Bergpfarrer* sollen ganz bewusst eine Realitätsflucht ermöglichen – und allenfalls ein Ideal bieten, das ersehnt, aber nicht erreicht werden kann.

Die Leser danken es mit langjähriger Treue und echter Fanbegeisterung: Täglich erreichen Anfragen, Autogrammünsche und Verbesserungsvorschläge den Verlag. »Man darf die Leser nicht unterschätzen«, erzählt Dr. Schäfer, »sie bemerken sofort, wenn eine Änderung vorgenommen wurde.«

Werbung

Falsch liegt dabei, wer denkt, Heimatromane würden ausschließlich von alten Damen gelesen. Die Verlage erschließen sich durch neue Vertriebsformen langsam neue Leserschichten, etwa durch Kooperationen mit Taschenbuchverlagen oder durch Hörbücher. Leserbefragungen haben unlängst ergeben, dass es keinen Prototyp des Heimatromanlesers gibt. Es lässt sich allerdings ein »Nord-Süd-Gefälle« ausmachen. Silke Koal vermutet: »Ein Bayer scheint sich doch mehr mit der Berglandschaft zu identifizieren als ein Ostfrieze.«

Verlagsgründer Otto Melchert scheint recht gehabt zu haben, als er sagte: »Die heimlichen Bestseller der Nation liegen in den Nachttischschubladen der Menschen.« Seit mehr als 50 Jahren verkaufen sich die Geschichten von Hüttenwirt Toni, Sendlinger Ferdinand und Bergpfarrer Sebastian bereits. Und ein Ende des Erfolgs ist nicht in Sicht – ein Umstand, den Schäfer auch auf die Zeitlosigkeit des Begriffs Heimat zurückführt: »Auch wenn sich die Gesellschaft, die Welt ändert – Heimat ist ein bleibendes, fortbestehendes Gefühl.« Die Verkaufszahlen bestätigen es: Heimatromane, die in den 50er Jahren veröffentlicht wurden, sind in der heutigen Neuauflage genauso erfolgreich wie ihre aktuellen Mitstreiter.

Tatsächlich zeigt sich aber auch, dass selbst ein so zeitloses Genre wie der Heimatroman mit der Zeit geht: Die Protagonisten belegen inzwischen so moderne Berufe wie den der Fernsehmoderatorin; das Mädchen, das vom Titelbild des *Sendlingers* entgegenlacht, trägt angesagte Moonboots. Und Lisbeth will den Toni nicht etwa verlassen, weil der ein faunistischer Schwerenöter wäre, sondern wegen seines angestaubten Rollenverständnisses:

Ihr Gefasel von persönlichem Freiraum und Entfaltung trieb ihn fast auf die Palme. Eine Frau war dazu bestimmt, ihrem Mann zu gehorchen, hinter dem Herd zu stehen und Kinder zu kriegen.



Herr über Bergpfarrer und Hüttenwirte:
Verlagschef Gerhard Melchert

Aber dennoch bleibt sich der Heimatroman in einem treu, widersteht jedem Zeitgeist, wie viele Jahre auch noch vergehen mögen: dem Happy End. Lektorin Koal: »Ein Kelter-Roman hört immer dann auf, wenn es am schönsten ist.«

Siegfried legte Lisbeth den Arm um die Schultern und drückte sie kurz an sich. Allmählich verloren sich ihre Schritte im aufsteigenden Nebel. Die Sonne flutete durch die Baumwipfel. Es war wieder ganz ruhig im Bergwald. Man hörte nur das Wasser im nahen Bach plätschern und irgendwo einen Specht eifrig klopfen. Währenddessen erreichten die jungen Leute die Nebelgrenze. Siegfried nahm Lisbeth an der Hand, und dann liefen sie wie zwei übermütige Kinder die kleine Anhöhe hinauf. Und das Glück lief mit ihnen. ♥

INTERVIEW DOMINIK BETZ UND FLORIAN DIEKMANN

Erfährt die deutsche Küche zur Zeit ein Comeback?

Tim Mälzer: Die Nachfrage nach deutscher Küche ist groß. Doch eigentlich war deutsche Küche nie wirklich weg. In Lokalen, die nicht ländertypisch kochen, gab es stets die regionale und die saisonale Küche. Entscheidend ist: Menschen wollen ganz einfach an Zuhause erinnert werden. Bei mir hat die ganze Familie gekocht, Vater, Mutter, der Cousin, die Oma. Mit heimischer Küche kriegst du sie alle an einen Tisch.

An welche Gerichte wollen die Menschen denn erinnert werden?

Nimm den Weihnachtsbraten, die Weihnachtssente. Oder Rotkohl: Den ersten hast du garantiert zu Hause gegessen – und nicht im Restaurant. Das schmeckt man immer wieder mit. Wenn du jemanden nach seinen Lieblingsgerichten fragst, wird er etwas Einfaches nennen, eine Assoziation mit dem Elternhaus oder mit dem freundschaftlichen Umfeld.

Siehst du die Hinwendung zur deutschen Küche als Trend, der irgendwann wieder abebbt, oder als etwas, das auf diesem Niveau bleiben wird?

Das bleibt. Die »Hype-Phase« ist kulinarisch vorbei. Früher kam ein Trend immer für fünf Jahre hoch, und schon kam der nächste. Es fing an mit Italien – Balsamico und Olivenöl –, dann ging es eine Zeitlang rüber zu den Franzosen, dann kam euro-asiatisch – ein großer Trend, der schnell verpufft ist –, schließlich kam das original Asiatische. Jetzt fangen alle an, sich etwas anzugleichen und das allgemeine Angebot abzurunden. Dadurch bekommt auch die deutsche Küche eine andere Wertigkeit. Viele Gerichte werden mit typisch deutschen, heimischen Produkten angereichert, etwa mit Birnen, Bohnen und Speck.

Was kennzeichnet die moderne deutsche Küche?

Entscheidend ist der Inhalt. Es gibt viele Lokale, in denen deutsche Klassiker heute leichter interpretiert werden. Wir haben uns eine italienische Küchentechnik angeeignet, Gemüse wird nicht mehr bis zur Unkenntlichkeit zerkoht. Klöße, Gemüse, Fleisch und Soße packen wir nicht mehr auf einen Teller, sondern ziehen das ein wenig auseinander.

Heimat bedeutet für jeden etwas anderes. Ist dir Labskaus näher als bayrischer Leberkäse?

Labskaus erlebt derzeit eine absolute Renaissance – man sucht das Regionale, versucht es aber so zu präsentieren, dass es dem internationalen Standard entspricht. Was Bayern angeht: Leberkäse kann ich nicht leiden, mir wird sogar schlecht davon. Eine Weißwurst esse ich manchmal, wenn ich einen Jieper darauf habe. Und dann fällt es mir auch schon schwer, regionale Unterschiede zu machen, denn die Bayern haben genauso ihre Haxe wie die Norddeutschen.

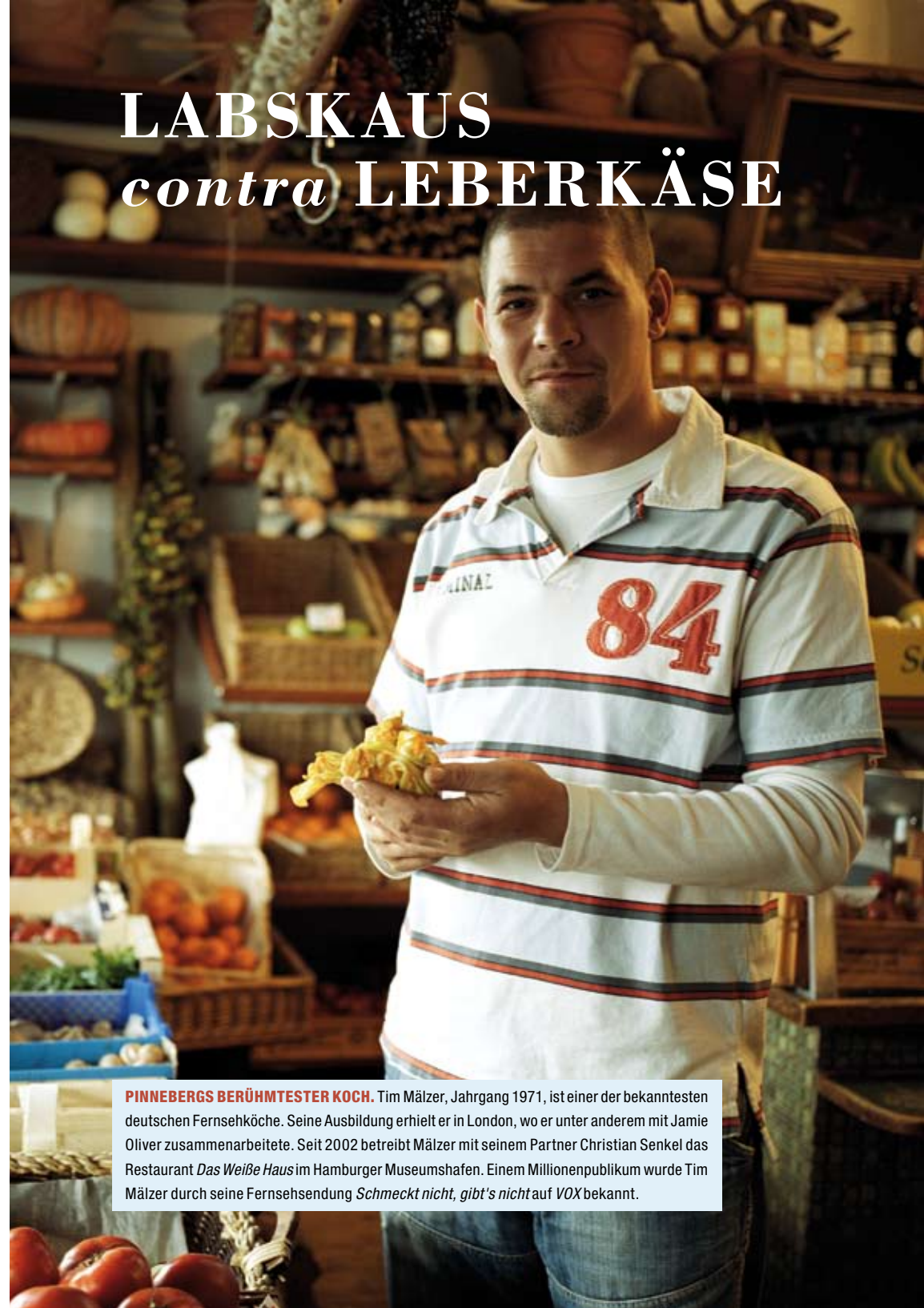
Fällt dir ein regionales Gericht ein, das sich schnell kochen lässt?

Generell alle Eintöpfe, wie der Steckrüben Eintopf (siehe Rezept auf Seite 62). Auch alle Suppen: Kartoffel-, Kraut-, Kohlsuppen... Oder wie wäre es zum Beispiel mit einer mediterranen Paprikasuppe – das ist einfach nur kleingeschnittenes Gemüse, bisschen Brühe drauf, das reicht. Wenn du magst, kannst du noch Fleisch oder Fisch reingeben. **Dein neues Lokal Oberhafenkantine ist eine so genannte »Kaffeeklappe« – was genau ist das eigentlich?**

Ursprünglich gab es davon einmal 77 Stück im Hamburger Hafen. Das waren Kantinen, in denen Hafendarbeiter ihren Kaffee getrun-

FOTO: P. RATHNER

LABSKAUS contra LEBERKÄSE



PINNEBERGS BERÜHMTESTER KOCH. Tim Mälzer, Jahrgang 1971, ist einer der bekanntesten deutschen Fernsehköche. Seine Ausbildung erhielt er in London, wo er unter anderem mit Jamie Oliver zusammenarbeitete. Seit 2002 betreibt Mälzer mit seinem Partner Christian Senkel das Restaurant *Das Weiße Haus* im Hamburger Museumshafen. Einem Millionenpublikum wurde Tim Mälzer durch seine Fernsehsendung *Schmeckt nicht, gibt's nicht* auf VOX bekannt.

ken haben. Die Arbeiter haben sich dort aufgehalten und sind von dort weg geheuert worden. Viele Kaffeeklappen wurden eingestellt, andere verboten, weil sie auch zu Anlaufstellen für subversive Gestalten wurden.

Deine Mutter betreibt das Tagesgeschäft. Ist der Laden auch ein Dankeschön an sie?

Ich glaube, die begreift ein Dankeschön anders. Da wäre wohl eher ein Strauß Blumen angebracht. Aber generell ist es schon so, dass sie noch mal was machen wollte. Da habe ich gesagt: »Gut, dann mach doch!« Ich habe den Laden mitfinanziert und darauf gesehen, dass die Bodenständigkeit bleibt. Das Ding war und ist ein Ort, wo man für ein paar Euro einen Kaffee und eine Frikadelle bekommt.

Du hast lange in London gelebt und bist schließlich der Liebe wegen zurück nach Hamburg gekommen. Wie würdest du für dich »Heimat« definieren?

Heimat als solche kann ich eigentlich nicht definieren. Ich kann nur sagen, was mir Sa-

chen, Personen und Umstände bedeuten. Ich habe mich in London absolut wohl gefühlt und hätte mir auch vorstellen können, länger dort zu bleiben, denn ich hatte gute Freunde dort – und meine Familie gab es ja immer noch. Meine Heimat wurde nicht kleiner, sondern hat sich verbreitert.

Hamburg hingegen... da geht es auch ums Behütete. Wenn du dein festes Umfeld hast, dann fühlst du dich wohl, denn du bist beschützt. In England waren es meine Freunde, in Hamburg ist es die ganze Stadt. Heimat ist auch Fußball für mich. HSV, aber auch St. Pauli, beides gleichzeitig.

Du bist also einer der wenigen, die beide Vereine mögen. Geht das denn?

Ja. Ich bin absoluter HSV-Fan und St. Pauli-Sympathisant. Bei mir geht das wunderbar! Nur muss ich mich bei den jeweils anderen Fans immer rechtfertigen. Wo ich mich wohl fühle, das entscheide ich selbst. Ich lasse mir doch keine Rivalität aufschwätzen, die ich selber nicht empfinde. ■

Werbung



✂ KOCHEN MIT TIM MÄLZER

»Mit heimischer Küche bekommt man alle an einen Tisch«, sagt Tim Mälzer.
Drei Rezepte zur Bereicherung des Speiseplans.

Schweinebraten mit Knoblauch

6 Knoblauchzehen, 1 kg Schweinenacken, 750 g dicke Möhren, 400 g Tomaten, 50 g frische Ingwerwurzel, 2 EL Öl, Salz, Pfeffer, 3 EL heller Rübensirup, 400 ml Geflügelfond oder Brühe, ½ Bund glatte Petersilie, 2 Zitronen

DIE KNOBLAUCHZEHEN pellen und vierteln. Schweinenacken mit einem kleinen, spitzen Messer 24 mal rundherum einstechen. Die Knoblauchzehen in die entstandenen Löcher drücken. Möhren schälen und schräg in 5 cm lange Stücke schneiden. Den Stielsansatz der Tomaten keilförmig herausschneiden. Ingwer schälen und in dünne Scheiben schneiden.

Öl in einem Bräter erhitzen. Das Fleisch salzen und pfeffern und im heißen Öl rundherum anbraten. Möhren dazugeben und eine weitere Minute braten. Salzen und pfeffern. Ingwer in den Bräter geben, Rübensirup dazugeben und kurz karamellisieren lassen.

Den Fond angießen und aufkochen. Bräter in den heißen Ofen geben und bei 190 Grad (Umluft nicht empfehlenswert) 80 Minuten schmoren, dabei des Öfteren mit dem Fond übergießen. Nach 50 Minuten die Tomaten dazu geben. Am Ende der Garzeit die Petersilie fein schneiden und dazugeben. Die Zitronen halbieren und über dem Bräter auspressen. Sofort servieren.



Omas Steckrübeneintopf

500 g Steckrüben, 800 g festkochende Kartoffeln, 4 Zwiebeln, 400g durchwachsender Bauchspeck, 25 g Butter, 1,25 l Kalbsfond oder Hühnerbrühe, 4 oder 6 Kochwürste, 1 Bund glatte Petersilie, 150 g Crème fraîche, Salz, Pfeffer, 1 Messerspitze gemahlener Kümmel

STECKRÜBEN SCHÄLEN und in 2 cm große Würfel schneiden. Die Kartoffeln waschen, schälen und ebenfalls in Würfel schneiden. Die geschälten Zwiebeln in Spalten schneiden. Den Speck in dicke Scheiben schneiden.

Die Butter in einem Topf erhitzen. Zwiebeln darin bei niedriger Hitze unter Rühren anschwitzen. Die Hitze erhöhen und den Speck dazugeben, weitere 2 Minuten anschwitzen. Kartoffeln und Steckrüben dazugeben, kurz anschwitzen und mit der Brühe auffüllen. Zum Kochen bringen, die Kochwürste dazugeben und bei mittlerer Hitze 30 Minuten sanft kochen lassen. Inzwischen die Petersilie waschen. Die Blätter von den Zweigen zupfen und fein schneiden. Crème fraîche mit etwas Salz, Pfeffer und gemahlenem Kümmel glatt rühren. Den Eintopf mit Salz und Pfeffer mischen und die Petersilie untermischen. Mit der Crème fraîche servieren.



Käse-Wurst-Salat

300 g Bergkäse (zum Beispiel Comté oder Allgäuer Bergkäse in Scheiben), 500 g Fleischwurst oder Leberkäse in dünnen Scheiben, 2-3 Zwiebeln, ½ Bund Schnittlauch, 6 El Apfelessig, 6-8 El Sonnenblumenöl, 2 El scharfer Senf, 2 El süßer bayrischer Senf, 250 g weißer Rettich

KÄSE UND WURST fein schneiden. Zwiebeln in sehr dünne Ringe, Schnittlauch in sehr feine Röllchen schneiden. Essig und beide Senfsorten mit etwas Salz und Pfeffer in einer Schüssel verrühren. Öl untermischen. Käse, Wurst und Schnittlauch dazugeben und vermischen. Eine halbe Stunde marinieren. Erneut durchmischen und eventuell mit Salz und Pfeffer würzen.

Rettich schälen, in sehr dünne Scheiben hobeln. Leicht salzen und kurz vor dem Servieren unter den Salat heben.

Die Rezepte stammen aus Tim Mälzers aktuellem Buch »Born To Cook 2«. Abdruck der Rezepte mit freundlicher Genehmigung von Tim Mälzer und Oliver Trific. Fotos: Jan-Peter Westermann.

Auf Seite 95 verlost INJEKTION unter anderem fünf Bände von »Born To Cook 2«.

UNISONO

Über die Freude, Teil eines Ganzen zu sein

FOTOS UND KONZEPT SABINE OTTO

Die Uniform hat keinen guten Ruf: Angstvoll assoziieren wir mit ihr stumpfen Gleichschritt und blinden Gehorsam. Doch es gibt in Deutschland viele Menschen, die sich freiwillig in eine uniformierte Gruppe begeben. Mit ihrer Uniform kommunizieren sie ihre politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Standpunkte nach außen – und schaffen sich gleichzeitig einen gemeinsamen Raum zum Ausleben von Ritualen und das Gefühl von Gemeinschaft.

»De fideelen Nordstrander« sind durch die Bank Landratten: Kein Mitglied des Shantychors ist jemals zur See gefahren.





Biker-Peter ist der Präsident der Hansebiker – eine Motorradfahrergemeinschaft mit Herz und Seele



Der Trachtenverein St. Georgen wurde 1907 zur Pflege der heimatischen Sitten und zur Erhaltung der Schwarzwälder Tracht gegründet.



Aktivisten des »Summer of Resistance«. Sie haben mit vielfältigen Aktionen und Demonstrationen im Sommer 2005 für ein offenes und gebührenfreies Bildungssystem gekämpft.



Die Jäger des Jagdverbandes Dresden im Hegering Moritzburg



Die Peewee Angels sind die Kindergruppe der Blue Angels, der Cheerleader des Hamburger Footballclubs Blue Devils. Berühmtestes Ex-Mitglied: Pop-Sternchen Jasmin Wagner.



Die »Bürgergarde blaugold« von 1904 e.V. Köln ist ein Traditionskorps im Kölner Karneval

SABINE OTTO, Jahrgang 1975, wohnt in Hamburg und arbeitet als freiberufliche Fotografin für verschiedene Verlage und Werbeagenturen. Sie hat Kommunikationsdesign an der HAW Hamburg studiert; das Projekt »Unisono« ist ihre Diplomarbeit. Für die Bilder erhielt Sabine Otto kürzlich die besondere Anerkennung des *Lucky Strike Design Award* 2006.



»HEIMAT
IST DER ZUSTAND,
IN DEM DAS LEBEN
SINN MACHT«

FOTO: JULIA REITZ

Edgar Reitz, Regisseur der »Heimat«-Trilogie, über die Frage:
Was genau macht Heimat heute eigentlich noch aus?

INTERVIEW HANNE DETEL UND MARIA KIRADY

Die Globalisierung verlangt dem Menschen einiges ab: Er soll mobil und flexibel, autonom und individuell sein. Kann der junge Mensch von heute diesen Ansprüchen gerecht werden?

Edgar Reitz: Es geht nicht darum, ob man jung ist und am Anfang seines Berufslebens steht oder ob man schon seit Jahrzehnten be-

rufstätig ist. Diesen Ansprüchen kann man nicht gewachsen sein. Natürlich haben Menschen, die in anderen Verhältnissen herangewachsen sind, größere Anpassungsschwierigkeiten als junge Menschen, die nichts anderes als die bestehenden Umstände kennen. Aber für alle gilt: Man kann zwar ein flexibles und mobiles Leben führen, aber man kann niemals

»Wenn eine ganze Generation einen Anspruch öffentlich einfordert, dann ist sie unbesiegt.«

an zwei Orten zugleich sein. Auf dem Arbeitsmarkt erleben wir ein regelrechtes Drama, denn Jobs sind nicht mehr an Orte gebunden, während es die Menschen immer bleiben werden. Das Einzige, was wirklich globalisierbar ist, ist das Geld. Der Mensch als solcher hat seine Schwierigkeiten damit.

Das zeigt auch die in der letzten Zeit gestiegene Zahl der depressiven jungen Menschen. Kommen sie mit der plötzlich gewonnenen Freiheit nicht zurecht?

Da ist doch gar keine Freiheit. Das ist reine Illusion. So ein Wort wie Freiheit muss man heute mit großer Distanz betrachten, weil es ein Schlagwort aus der Werbung geworden ist. Ich verstehe Freiheit als eine wirklich substantielle Dimension, die ein Mensch aus sich selbst heraus und in seinem Verhältnis zu anderen gewinnen kann. In diesem philosophischen Sinne ist Freiheit hier aber nicht gemeint. Sondern hier ist die Freiheit gemeint, sich auf den Märkten zu bewegen, im Warenangebot und angeblich auch, sich bei der Wahl der Jobs frei zu entscheiden.

Die Depressionen beschränken sich nicht auf die Jugend. Allgemein herrscht eine Neigung zu depressiver Stimmung. Grund dafür ist das unerfüllte Verlangen des Menschen, gebraucht zu werden. In dem Moment fühlt er sich unglücklich und weiß nicht, wo das Unglück herkommt. **Sehen sich die Menschen nach Geborgenheit, dem Ort der Kindheit?**

Wir entsinnen uns vor allem dann der Kindheit, wenn wir in der Erinnerung die glücklichen Momente in unserem Leben suchen. Die heutige Generation der Studierenden hatte tatsächlich eine relativ glückliche Kindheit.

Denn vor 20 Jahren haben in diesem Lande friedliche und durch das Wirtschaftswachstum Wohlstandsjahre geherrscht. Nun, da sich die Zeiten geändert haben, muss natürlich die Kindheit erhalten als Bild des verlorenen Glücks. Das halte ich für bedenklich. Man kann nicht in seine Kindheit zurückkehren, weil der Lebensweg eine Einbahnstraße ist. Deswegen ist diese ganze nostalgische Welle fatal. Es gibt nur einen Weg nach vorne und keinen zurück.

In früheren Zeiten war Heimat gleichbedeutend mit einem Ort, an dem man sein ganzes Leben verweilte: Dort arbeitete man, gründete eine Familie, sprach den Dialekt der Region und jeder kannte jeden. Aus dieser Zugehörigkeit entstand Identität. Ist das nicht nur ein idyllisches Traumbild?

Von heute aus gesehen, ja. Die Menschen früher haben diesen Zustand nicht frei gewählt: Sie sind in solche Verhältnisse geboren worden und ihnen war die Vorstellung fremd, dass es auch anders sein könnte. In der Region, in der man aufwuchs, war man gefangen und hatte dort seine absolut bedrückenden Begrenzungen. Da verwundert es nicht, dass im 19. Jahrhundert hunderttausende von Menschen in Not davon gerannt sind. Sie konnten die beklemmende Enge und die Perspektivlosigkeit, die diese Enge mit sich brachte, nicht mehr ertragen. Heimat war alles andere als idyllisch.

Die verklärte Sehnsucht nach der »guten alten Heimat« entbehrt demnach jeglicher Grundlage. Heute kann man froh sein, dass – mit Ihren Worten – »Heimat kein Schicksal mehr

ist, sondern frei wählbar«. Aber wenn man glaubt, eine gefunden zu haben, dann kommen die Aufgaben, die sie stellt.« Welche Aufgaben meinen Sie?

Heimat war für mich immer ein Ort, für den ich Verantwortung trage. Wenn ich an diesem Ort lebe, an den sozialen Prozessen teilnehme und mit anderen gemeinsam Verantwortung übernehme, kann Heimat-Bindung entstehen. Dies trägt eine politische Komponente in sich. Heimatliebe ist immer mit Verantwortung verbunden, andernfalls würde ich es auch nicht Liebe nennen, sondern touristisches Illusionsgeschwätz.

Man soll also Verantwortung für seine Heimat übernehmen. Doch kann sich zu viel Verantwortungsbewusstsein nicht auch negativ auswirken? Zum Beispiel, wenn man unter dem Deckmantel der Heimatliebe Andersartige ausgrenzt?

Abgrenzung und Ausgrenzung sind ein Begriffspaar, mit dem wir es immer zu tun ha-

ben, wenn wir über Heimat sprechen. Abgrenzung umfasst sehr vieles: Dazu gehören die Sprache, bis hin zur Mundart, bestimmte kulturell begründete Verhaltensweisen, die Kultur selbst und der Stolz auf diese Dinge. Mit all dem grenzen Menschen sich ab, damit sie sich mit Anderen vergleichen können. Insofern gerät Heimatliebe leicht in die Nähe von gedanklicher Ausgrenzung. Tatsächliche Ausgrenzung bedeutet, dass der Mensch den Fremden aus der Intimität seines Lebens völlig ausschließt, ihm keinerlei Gastfreundschaft, geschweige denn Freundschaft oder gesellschaftliche Wärme entgegenbringt. Dadurch zerstört er aber sein eigenes Verhältnis zur Heimat. Er verschließt sich gegenüber allem Neuen und allen Herausforderungen. Er wird sozusagen an sich selbst zugrunde gehen. Eine lebendige Heimat ist also immer eine offene und gastfreundliche Heimat. Denn nur so kann man Abgrenzung vor Ausgrenzung schützen.

Werbung

»In Familien kommt jede Form menschlicher Tragödien vor. Als Auffangnetz sind sie dennoch unverzichtbar.«

Sie haben Ihre Heimat gefunden. Sie sagten einmal: »Der Film ist für mich Heimat. Mit dem Film habe ich mir einen Bereich geschaffen, in dem ich lebe.« Ist ein ausfüllender Beruf das Patentrezept für die jungen Menschen von heute, ihre Identität zu finden?

Das denke ich nicht. Die künstlerischen Berufe bilden da jedoch eine Ausnahme. Denn Verantwortlichkeit und Menschlichkeit sind die Quellen, aus denen jede Kunst schöpft. Das Filmemachen hat gegenüber anderen Künsten viele Vorteile: Man arbeitet gemeinsam mit anderen und ist Teil einer internationalen Filmkunstfamilie. Außerdem will der entstandene Film sein Publikum finden, will in die Gesellschaftsbereiche heraustreten. Dadurch kann man sagen, der Film ist meine Heimat. Es ist unerheblich geworden, an welchem Ort ich zur Zeit lebe. Jedoch ist es nicht in jedem Job möglich, seine Heimat zu finden.

Und wo kann man dann heutzutage seine Heimat finden? Im Freundeskreis vielleicht?

In der »Zweiten Heimat« – mit 25 Stunden der umfassendste Film aus der »Heimat«-Trilogie – habe ich mich hauptsächlich mit den frei wählbaren Beziehungen beschäftigt. Da geht es um Freundschaften im Studentenalter, um das, was Goethe »Wahlverwandtschaften« genannt hat und um Liebes- und sexuelle Beziehungen, die in einer bestimmten Generation frei gewählt werden. Das finde ich ungeheuer wichtig. Man hat darüber viel zu wenig nachgedacht, welche gesellschaftliche Potenz der Zusammenhalt einer Generation darstellt, sobald sie sich einig ist.

Wenn eine ganze Generation einen bestimmten Anspruch vertritt und ihn öffentlich einfordert, dann ist sie unbesiegtbar.

Wenn die Generation eine neue Heimat sein kann, hat dann die Familie überhaupt noch einen Wert?

Ja. Die Familie gewinnt wieder mehr und mehr an Bedeutung. In den 60er Jahren war die Familie ein heftig diskutierter Gegenstand. Schon Sigmund Freud war der Meinung, die Familie sei die Quelle aller Neurosen. Aber als soziales Modell gibt es nichts Besseres. Und zwar aus einem einfachen Grund: Man hat keine Wahl. Einem Freund kann man sagen: »Du bist nicht mehr mein Freund!« Dann kann man ihn aus seinem Leben jagen. Aber das kann man bei Bruder, Schwester, Vater und Mutter nicht. In diesen Fällen ist man gezwungen, Lösungen zu finden. Familie ist kein Hort des Glücks, der Idylle oder der Konfliktfreiheit. Im Gegenteil: In Fami-

DER HEIMAT-CHRONIST. Edgar Reitz, geboren 1932 in Mosbach (Hunsrück), hat sich vor allem durch seine »Heimat«-Trilogie einen Namen als Regisseur gemacht. Das mit mehreren Preisen ausgezeichnete Mammutprojekt (die Gesamtlaufrzeit beträgt über 51 Stunden) erzählt die Geschichte einer Familie im fiktiven Hunsrück-Dorf Schabbach, beginnend im Jahr 1919. Der Film endet zur Jahrtausendwende.

Heimat wird in der Trilogie nicht wie im klassischen Heimatfilm kitschig verklärt, sondern in ihren positiven wie negativen Seiten porträtiert.

Die Trilogie besteht aus den Teilen »Heimat – eine deutsche Chronik« (1982), »Die zweite Heimat – eine deutsche Jugend« (1992) und »Heimat 3 – Chronik einer Zeitenwende« (2003).



»Orte, die uns Geborgenheit geben, gibt es kaum mehr«: Szene aus der »Heimat«-Trilogie

Werbung

lien kommt jegliche Form menschlicher Tragödien vor – und zwar seit alters her. Dennoch ist die Familie als Bastion und Auffangnetz unersetzbar.

Welchen Rat geben Sie jungen Menschen, die auf der Suche nach Heimat sind?

Heimat als Ort ist heute nur noch in begrenztem Sinne realisierbar. Irgendwo hat man seinen Wohnort oder den Ort seiner Herkunft. Diesem Ort ist man treu oder nicht, übernimmt dort Verantwortung – oder nicht. Schicksalhaft ist nichts mehr an Heimatorten.

Auch Orte, die uns Geborgenheit garantieren, gibt es mittlerweile kaum mehr. Dafür existieren andere Lösungsmodelle: Der Zusammenhalt in einer Generation; die Möglichkeit, mit Gleichaltrigen immer wieder neue Glücksutopien entwickeln und ihnen folgen zu können. Das ist eine Lebensform, in der sich junge Menschen Sinnggebung verschaffen können. Vielleicht sollte man die beiden Begriffe Heimat und Sinn einfach zusammenfassen: Heimat als Zustand, in dem das Leben Sinn macht.





AUFBRUCH

KURZGESCHICHTE VON FRANCO BARRIONUEVO
ILLUSTRATION REBECCA BLÖCHER

Eine lange Zugfahrt. Doch was ist eigentlich das Ziel?

Er hatte es sich im Zugabteil bequem gemacht. Viel nahm er nicht mit. Sondern wie jedes Mal nur das Übliche, das Allernotwendigste. Bei seinen Reisen nahm er nicht immer nur vom Ort Abschied und von seinen geliebten Menschen, sondern auch von seinen Besitztümern, die er im Laufe der Zeit dort angesammelt hatte. Es schickte sich nicht, Besitz anzuhäufen und ihn mitzunehmen.

Während der Jahre war er zu der Einsicht gekommen, dass Gegenstände nur solange einem Menschen gehören dürften, wie er davon unmittelbar Gebrauch machte. Was jedoch der Mensch bräuchte und vor allem was er nicht bräuchte, änderte sich täglich. Dagegen änderte sich nicht die Menge an Besitztümern, die ein Mensch gleichzeitig verwenden könnte. Für ihn blieb die Legitimität der Anhäufung somit höchst zweifelhaft. Seine vermeintlich rationalen Argumente gegen jegliche Form von Eigentum waren weniger einem philosophischen Scharfsinn geschuldet als einem an die Außenwelt gerichteten Versuch, seine tief sitzende und ungebändigte Abneigung gegenüber Verpflichtungen logisch zu begründen.

Wenn er sich auf Reisen begab und nur seine kleine, grüne Tasche mitnahm, so fühlte er sich jedes Mal frei. Vor allem die Zeit des Aufbruchs war für ihn wie zu einem Ri-

tual geworden, mit dem er sorgsam alles zu entsorgen pflegte, was größer war als sein Laptop und schwerer als sein Lieblingsbuch. Und ließ er sich mal in irgendeinem Transportmittel auf irgendeiner Reise auf irgendeinen Sitz sacken, so gebar er seine heiß ersehnte, neu gewonnene Leichtigkeit. Auch wenn sie nur in den besonderen Momenten des Dahinträumens aufleuchtete, gab ihm allein die Sehnsucht danach Anlass, immer wieder aufs Neue seine Zelte abzubauen – loszulassen, und endlich sich fallen zu lassen. Auch diesmal sackte er regelrecht in seinem Sitz ein und gab einen befriedigten Seufzer von sich. Noch war er von den gestrigen Geschehnissen zu aufgewühlt, als dass er sich hätte entspannen können. Aber er kannte diesen Zustand und wusste allzu genau, dass, sobald er aus dem Fenster schauen würde, er sich von den nie enden wollenden Landschaften anstecken ließe. Das schmackhafte Grün der Gräser, den glitzernden Morgentau, den sich auflösenden Nebel, die heiße Steppe, den würzigen Duft der Chilischoten und all seine durchlebten Erinnerungen hinterließ er, als die Sonne an jenem Tag wieder einmal zur Neige ging.

Eingerollt grub er sich in seinem Sitz ein. Seine Augenlider nahmen ihren gewohnten Lauf und fielen erleichtert zu. So viel Gewicht fiel von ihm ab, so hin und her hob und senkte sich

seine Brust. Schläfrig empfing er seine aufglühende Reiselust, wartend auf einen neuen Tag, eine neue Chance, ein neues Leben mit neuen Erinnerungen. Ein blaustiller Moment, der den festen Willen zum Handeln in sich trug. Es war der starre Blick nach vorn, Inbegriff von Wille und Leid, von Bewegung und Zuversicht, die in ihm brodelten und ihn trügerisch leicht stimmten.

Unbemerkt schnell wurde der Zug mit einem schwarzen Mantel umhüllt. Weder Sterne noch Mond waren zu erkennen. Auch die Geschwindigkeit des Zuges ließ sich nicht mehr abschätzen, da die Landschaften im dunklen Nichts verschwanden. Mittlerweile atmete er gleichmäßig. Ein und aus. Unbekümmert und mit einem angedeuteten Lächeln im Gesicht. Er war eins mit seiner Umgebung. Der Zug störte sich nicht an ihm und er störte sich an nichts. Rundum schwarz, tief und ruhig verging die Zeit, als – unangekündigt – mit einer plötzlichen Wucht sein Kopf gegen den vorderen Sitz prallte. Große Dunkelheit breitete sich aus. Die Zeit blieb stehen, verhallte, zerrte an ihm, riss ihn zu Boden. Hier seine Mutter, dort sein Haus, wieder sein Schulfreund, dort er selbst. Brüchige Bildfetzen in Endlosschleifen umgaben ihn. Bis sie rissen und plötzlich... wieder Dunkel. Nichts. Dunkel.

Erst einige Sekunden später, er lag immer noch mit seinem Gesicht auf dem Boden, richtete er sich verduzt und benebelt auf. Als er zu sich kam, dachte er sofort, der Zug sei kollidiert. »Das wird wohl die gerechte Strafe für gestern Abend gewesen sein«, murmelte er misstrauisch vor sich hin. Seltsam fand er allerdings die unglaubliche Ruhe, die sein Abteil ausstrahlte. Wo war das Geschrei der Menschen? Außerdem brannte es nirgendwo, nichts schien kaputt gegangen zu sein. Es war alles unversehrt geblieben. Allmählich bemerkte er, dass außer ihm niemand im Abteil war. Er schaute unter den Sitzen. »Vielleicht sind sie wie ich zu Boden gefallen«. Aber es war keiner zu finden. Die Bahnmagazine und Reiserouten steckten ordnungsgemäß in den Netzen an den Sitzen. Nicht nur, dass die Sitze wie neu aussahen, sondern es schien, als seien sie während dieser gesamten Reise nie benutzt worden. War er denn die ganze Zeit über alleine gereist? Bei so einer befahrenen Strecke konnte er es sich schwerlich vorstellen. Aber seinen Augen traute er allemal.

Entlang des Ganges in der Mitte lief er zu den anderen Waggons, um dort nach Menschen Ausschau zu halten. Es war niemand zu finden. Genauso wie sein eigenes Abteil war ein Abteil nach dem anderen menschenleer. Er war schon durch viele Waggons gelaufen und kein Ende war in Sicht. Die Gänge sahen alle gleich aus. Die Sitze waren alle gleich angeordnet. Keine Veränderungen, alles wiederholte sich. Ein Waggon nach dem anderen. Obwohl es jeweils nur einen Gang in der Mitte gab, ohne Abzweigungen und Irrwege, fühlte er sich wie in einem Labyrinth gefangen. Seine Zunge begann pelzig zu werden. Er bemerkte seinen Schweiß, die Hitze um seine Brust und hörte auf zu atmen. Seine einstige Sehnsucht verschwand und hinterließ nichts weiter als seinen starren Blick nach vorn. Willensstark fing er an, seinem Blick hinterher zu rennen. Er wollte das letzte Abteil erreichen, wollte Menschen sehen, wollte nach Luft schnappen, wollte dem Zug entfliehen. Rennen.

Weshalb rannte er eigentlich? War es lauter Verzweiflung? War es sein Wunsch nach Freiheit? Rannte er sein ganzes Leben nicht der Freiheit hinterher? Hoffte er, dass wenn er dieses oder jenes Ziel erreichen würde, er endlich frei sein könnte? Er hatte schon lange

seine Ziele vergessen und was blieb, war das Rennen selbst. Das unermüdliche Handeln. Bloß nicht stehen bleiben. Und doch blieb ihm keine andere Wahl. Seine Schmerzen in der Brust wurden unerträglich. Er blieb keuchend stehen und nötigte sich zum gehassten Nachdenken: kein Schaffner in Sicht, kein Anfang und kein Ende der Waggons, keine Menschen, vielleicht sogar kein Zugführer.

In diesem Moment schaute er aus dem Fenster und erkannte nichts. Stand der Zug oder fuhr er? Es war nichts zu sehen. Er nahm einen Hammer, der neben der Fensterscheibe hing und begann zu klopfen. Kein Klirren, kein Geräusch. Etwas fester, noch fester und schließlich mit aller Kraft hämmerte er ununterbrochen auf die Fensterscheibe ein. Sie war eine Stahlwand. Es war unmöglich, sie umzustoßen. Sein Körper war gefangen. Nicht jedoch sein Wille. Ungebrochen und hart. Er war immer stolz auf ihn gewesen. Auch jetzt noch. Er fasste wieder Mut und begann erneut zu rennen. Ein Abteil nach dem anderen durchlief er mit betäubten Schmerzen und festem Willen. Er rannte und rannte... und rannte.

»Entschuldigen Sie, mein Herr... Entschuldigen Sie bitte.«

Er sah mit halb geschlossenen Augen jemanden nach seiner Schulter greifen. Eine Uniform. Eine Mütze. Es war der Schaffner. Sonnenlicht tränkte sein Gesicht. Der Schleier vor den Augen begann sich zu lösen.

»Entschuldigen Sie, mein Herr«, wiederholte der Schaffner, »aber wir sind angekommen. Sie müssen aussteigen.«

Verwirrt griff er nach seiner kleinen, grünen Tasche. Schleuderte sie über seine Schulter. Stieg aus. Erkannte nichts wieder. Alles war ihm fremd: der Bahnsteig, die Menschen, sogar die ihm wohlthuende Sonne. Wieder einmal eine neue Stadt, eine neue Chance, ein neues Leben? Er ging zum Verkaufsschalter: »Ich möchte gerne den nächsten Zug zurück nehmen«. Die Antwort: »Was meinen Sie mit zurück? Wo soll denn dieses Zurück sein?«

Er wusste es nicht.

Fass Dich kurz.

INJEKTION will Deine Kurzgeschichte. Ob fantastisch, verspielt, kraftvoll oder sentimental: Überzeuge unsere Jury mit Deiner Ausdrucksstärke und veröffentliche in der nächsten Ausgabe von INJEKTION. Die beste Story wird gedruckt.

Themenvorgabe: Grundlage der Geschichte muss das Thema »Hinter den Kulissen« sein.
Formalia: circa 7.000 Zeichen. Keine Text-Formatierungen.

Einsendungen bis **15. August 2006** an kurzgeschichte@injektion-online.de



HEIMATKUNDE

- 82 **GEKOMMEN UM ZU BLEIBEN**
Wir sind ein Einwanderungsland – zum Beispiel für Waschbären und Nandus
- 87 **MUSIZIERENDE HIRTEN, SCHLUCHZENDE SÖLDNER**
Die »Krankheit« Heimweh im Wandel der Zeit
- 91 **WIDER DIE LEERE**
Ostdeutschlands Kommunen und die Folgen urbaner Entvölkerung



GEKOMMEN UM ZU BLEIBEN

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Etwa 1.500 Tierarten aus fremden Ländern sind hier heimisch geworden. Tendenz steigend. Sind sie Bedrohung oder Bereicherung für die hiesige Tierwelt?

Wenn sie einreisen, besitzen sie kein Visum. Sie reisen mit dem Schiff aus fernen Ländern oder wandern über die grüne Grenze. Oft kommen sie zufällig, meist bleiben sie zunächst im Verborgenen. Manche sind schnell wieder verschwunden; zu kalt, zu warm, zu anders ist es hier in Deutschland. Doch viele sind gekommen, um zu bleiben.

Waschbären in Hessen, Nandus in Mecklenburg-Vorpommern und Ochsenfrösche in Baden-Württemberg – diese Tiere haben eines gemeinsam: Sie sind Neozoen. So bezeichnen Wissenschaftler Tierarten, die seit Beginn der Neuzeit unter vorsätzlicher oder unabsichtlicher Mitwirkung des Menschen in ein Land gelangt sind, in dem sie nicht heimisch sind.

Der Beginn dieser unfreiwilligen Tierwanderung über den Globus lässt sich nicht exakt datieren. »Symbolisches Datum ist das Jahr 1492«, erklärt der Biologe Ragnar Kinzelbach. Kolumbus' Reise nach Amerika steht für den Beginn des Artenaustausches über Länder und Meere hinweg: Er brachte zum Beispiel den Schiffsbohrwurm mit nach Europa.

Im Zuge der globalen Handelsbeziehungen wurden so manche Tiere zu Weltbürgern. Im Ballastwasser von Handelsschiffen legen einige Meeresbewohner Tausende von Seemeilen zurück. Auf diese Weise gelangte vor etwa 100 Jahren auch die chinesische Wollhandkrabbe nach Deutschland. Seitdem fühlt sie sich in hiesigen Flüssen sehr wohl. Vor allem in der Elbe ist sie zu finden – sehr zum Leidwesen der Fischer. Das bis zu 30 Zentimeter große Schalentier zerschneidet nicht nur Fischernetze, sondern macht sich auch über die gefangenen Fische her. Hobby-Angler beschwerten sich, dass ihnen gefräßige Wollhandkrabben sogar den Köder vom Angelhaken stehlen. Die Krabben, die problemlos

größere Entfernungen auf dem Landweg zurücklegen können, sollen auch schon in Fischteichen ihr Unwesen getrieben haben. Die Forderung, sie dorthin zurückzuschicken, wo sie hergekommen sind, ist ebenso heftig wie hoffnungslos. »In den meisten Fällen ist es unmöglich, einmal eingeführte Arten ohne Schaden für die traditionelle Lebensgemeinschaft wieder auszurotten«, erläutert Experte Kinzelbach.

Er erforscht seit Jahren als Professor am Institut für Biodiversitätsforschung der Universität Rostock die Veränderungen der Tierwelt. Für die Wissenschaftler herrschen in Deutschland erschwerte Bedingungen. Veränderungen können nur dann registriert werden, wenn die Forscher wissen, was vorher schon da war. Daten und Statistiken über den heimischen Tierbestand sind in Deutschland jedoch Mangelware. »Es gibt bis heute keine komplette Liste der heimischen Tierarten«, stellt Kinzelbach fest.

Tiere, die so offenkundig nicht heimisch sind wie der Nandu – ein Straußenvogel, der in Südamerika zu Hause ist und sich in Mecklenburg-Vorpommern ausbreitet, seit im Jahr 2000 drei Pärchen aus einem Zuchtgehege ausbrechen konnten – sorgen häufig für heftige Auseinandersetzungen zwischen Wissenschaftlern, Naturschützern, Landwirten, Jägern und Anwohnern. Dabei prallen Welten aufeinander: Während die eine Seite das heimische Ökosystem als statische Einheit betrachtet, das vor Eindringlingen geschützt

Dem Marderhund (links) fehlen die natürlichen Feinde. Die Reblaus (unten, im Larvenstadium) hat welche: die deutschen Landwirte.



»In einer globalisierten Welt werden die Menschen grantig,
wenn plötzlich neue Tiere auftauchen.«

werden muss, sieht die andere Seite die Veränderungen in Flora und Fauna als normal an. »Ein Ökosystem ist von Natur aus Dynamik pur«, meint auch Kinzelbach. Mitteleuropa und damit Deutschland sei schon seit Ende der letzten Eiszeit »ein totales Einwanderungsland« gewesen. Die Tierwelt sei resistent und widerstandsfähig, da könne ein Neozoon wie der Nandu vermutlich nicht zu viel Schaden anrichten. »Erst wenn diese Vögel hier auf dem Campus in meiner Tasche nach Futter suchen, wird es lästig«, sagt der Biologe und lacht.

Ganz anders sieht es dagegen in empfindlichen Ökosystemen wie im tropischen Regenwald oder auf Inseln aus. Hier können neu eingebrachte Tierarten verheerend wirken. In Australien und Neuseeland reagieren Politiker und Bevölkerung darum besonders empfindlich auf tierische Neuankömmlinge. Wird in Deutschland der wertfreie Begriff Neozoen gewählt, so sind die englischen Ausdrücke weniger freundlich: »Invaders«, »Intruders« oder »Aliens«. In Australien ist es regelrecht ein Volkssport, der Aga-Kröte den Garau zu machen. Die ursprünglich aus Südamerika stammende Kröte wurde 1935 nach Australien gebracht, um der dortigen Zuckerrohrkäferplage Herr zu werden.

Der Plan misslang – die bis zu 25 cm große Kröte verschmähte den Zuckerrohrkäfer und fraß stattdessen so gut wie alle anderen Arten von heimischen Insekten, Amphibien und Kleinsäugetieren. Aufgrund des großen Nahrungsangebots vermehrt sie sich auch heute noch prächtig. Feinde hat die Kröte keine: Die Haut des Tieres sondert Gift ab und verdirbt Beutegreifern den Appetit. Die Aga-

Kröte ist nicht nur ein typisches Beispiel für die Schäden, die Neozoen in empfindlichen Ökosystemen anrichten können, sondern auch Paradebeispiel für die Ahnungslosigkeit des Menschen im Umgang mit der Natur.

In Großbritannien ist seit einiger Zeit die Eichhörnchenjagd eröffnet: Das graue amerikanische Eichhörnchen (*Sciurus carolinensis*) verdrängt das heimische rote aus seinem Lebensraum und wird darum bejagt. In Italien ringen rote und graue Nagetiere ebenfalls um einen Platz im Ökosystem, hier jedoch ohne Schutzvorkehrungen für die heimische Art. Das lässt für Deutschland Böses befürchten, sorgt sich Michael Kahlert vom *Naturschutzbund (NABU)* Hamburg. In Deutschland gibt es bisher noch keine Grauhörnchen. Bisher. Denn wenn sie sich in Italien weiter expansiv ausbreiten, steht vielleicht bald zu befürchten: *Sciurus carolinensis ante portas!* »Wenn das Grauhörnchen über die Alpen kommt«, warnt Kahlert, »müssen wir uns Gedanken machen, wie wir unsere heimische Art schützen können.«

Er steht dem Zuwachs neuer Tierarten ablehnend gegenüber. »Neozoen sind keine Bereicherung unserer heimischen Tierwelt«, betont er. Durch das Eingreifen des Menschen sei die heimische Tierwelt mittlerweile so verändert, dass neue Tierarten heimische Arten verdrängen könnten. »Es fehlen die großen Raubtiere«, sagt er. Braunbär, Wolf, Luchs – sie alle waren in Deutschland einmal zu Hause. Heute gibt es in den deutschen Wäldern nur noch wenige Luchse und nur gelegentlichen Besuch vom »Problembären«. Versuche, den Wolf wieder anzusiedeln, scheitern meist am



Widerstand der Bevölkerung. Diese heimischen Tiere will niemand gern zurück haben. »Darum fehlen Marderhund, Waschbär und Mink die natürlichen Feinde«, sagt Kahlert, »und sie vermehren sich ungebremscht«. Marderhund, Mink und Waschbär wurden, wie viele Neozoen, wissentlich und willentlich von Menschen ausgesetzt. Viele der neuen Tierarten stammen aus Zoos, privaten Züchtungen oder Haushalten. Vor allem Aquaristenbesitzer »entsorgen« ihre kleinen Freunde gerne im nächsten Tümpel. Und so tummeln sich exotische Fische und Reptilien verstärkt in deutschen Seen und Flüssen. »Die Dummheit der Menschen kennt gar keine Grenzen«, konstatiert Kahlert. Er weist eindringlich darauf hin: »Das Aussetzen von Tieren ist laut Gesetz verboten.« Es fehle das Bewusstsein für einen respektvollen Umgang mit der Natur. »Wir tragen Verantwortung. Zu unserer Heimat gehört die Tierwelt dazu.«

Ein größeres Interesse und ein vernünftiger Umgang, dafür plädiert auch Biologe Kinzelbach. »Es wäre nötig, einzelne Neozoen genauer zu beobachten und im Falle von Schäden rechtzeitig zu reagieren«, sagt Kinzelbach. Einzelfallstudien sollen helfen, potenzielle Probleme von aufgesetzten Debatten zu unterscheiden. Denn die meisten der



Mittlerweile auch in Mecklenburg-Vorpommern zuhause: der Nandu

etwa 1.500 in Deutschland ansässigen Neozoen sind unproblematisch. Einige können jedoch große ökonomische Schäden verursachen. Landwirtschaftsschädlinge wie Reblaus, Kartoffelkäfer und Rote Spinnmilbe kosteten die Agrarindustrie bereits richtig viel Geld.

Daneben gibt es noch eine weitere, kaum messbare Schadenskategorie: die psychosozialen Schäden durch Neozoen. »Viele Menschen fühlen sich nur sicher, wenn alles so bleibt wie es ist«, erklärt Kinzelbach. In einer globalisierten Welt, in der sich ständig alles zu verändern scheint, »da werden die Menschen grantig, wenn plötzlich auch noch neue Tiere auftauchen.« Dies führt immer wieder zu heftigen Debatten über die Bedrohung durch die tierischen Einwanderer. Je auffälliger die Neozoen, desto erbitterter der Streit. In den meisten Fällen sei das »absurdes Theater«. Wichtig sei, zu entscheiden, »wie wir mit den Neozoen in Deutschland umgehen wollen«, sagt Kinzelbach. Denn eines ist sicher: »Diese Tiere sind hier und sie werden von sich aus auch nicht wieder gehen.«



Werbung

MUSIZIERENDE
HIRTEN,
SCHLUCHZENDE
SÖLDNER

*Heimweh galt über Jahrhunderte als typische Krankheit der Söldner;
heute leiden vor allem Migranten darunter. Bleibt extremes Heimweh
unbehandelt, kann es zur Gefahr werden.*



Seit er Rentner ist, leidet Krzysztof Rudzinski (Name geändert): Traurigkeit, Motivationsstörungen und ein vermehrtes Bedürfnis nach Schlaf gehören für den 66-Jährigen zum Alltag. Vor 24 Jahren kam Rudzinski aus Polen nach Deutschland, um als Bauingenieur zu arbeiten; jetzt hat er Heimweh. So schlimm, dass er ärztliche Behandlung benötigt. Beim Beratungsgespräch in der Universitätsklinik Eppendorf erzählt er: vom Wunsch, nach Polen zurückzukehren, wo seine erste Frau und seine beiden Kinder leben. Vom Wunsch, wieder in seinem polnischen Heimatdorf zu leben, um nah bei Kindern und Enkelkindern zu sein. Seine jetzige Frau, ebenfalls gebürtige Polin, müsste er dann allerdings zurücklassen, sie will in Deutschland bleiben.

Christian Haasen ist Oberarzt für Psychiatrie und Psychotherapie am UKE. Er ist Experte für die »Beurteilung psychischer Störungen in einer multikulturellen Gesellschaft«. Unter diesem Titel hat er auch ein Fachbuch mit Fallbeispielen veröffentlicht. Eines davon ist das von Krzysztof Rudzinski. Den Begriff »Heimweh« vermeidet Haasen dabei jedoch konsequent: »Heimweh als Krankheit gibt es nicht«, erläutert er, »wenn überhaupt, ist es eine Form der Depression. Das Gefühl, einen gewissen Teil seiner Identität verloren zu haben.«

Heinz-Peter Schmiedebach vom Institut für Geschichte der Medizin am UKE ergänzt: »Das klinisch bedeutsame Heimweh ist eingegangen in den Sammelbegriff der psychischen Traumatisierung und in die posttraumatische Belastungsstörung«; als eigenständiges Krankheitsbild gilt Heimweg heutzutage bei den Experten nicht mehr.

Jahrhunderte lang war das anders. Heimweh galt als anerkannte Krankheit, an der man

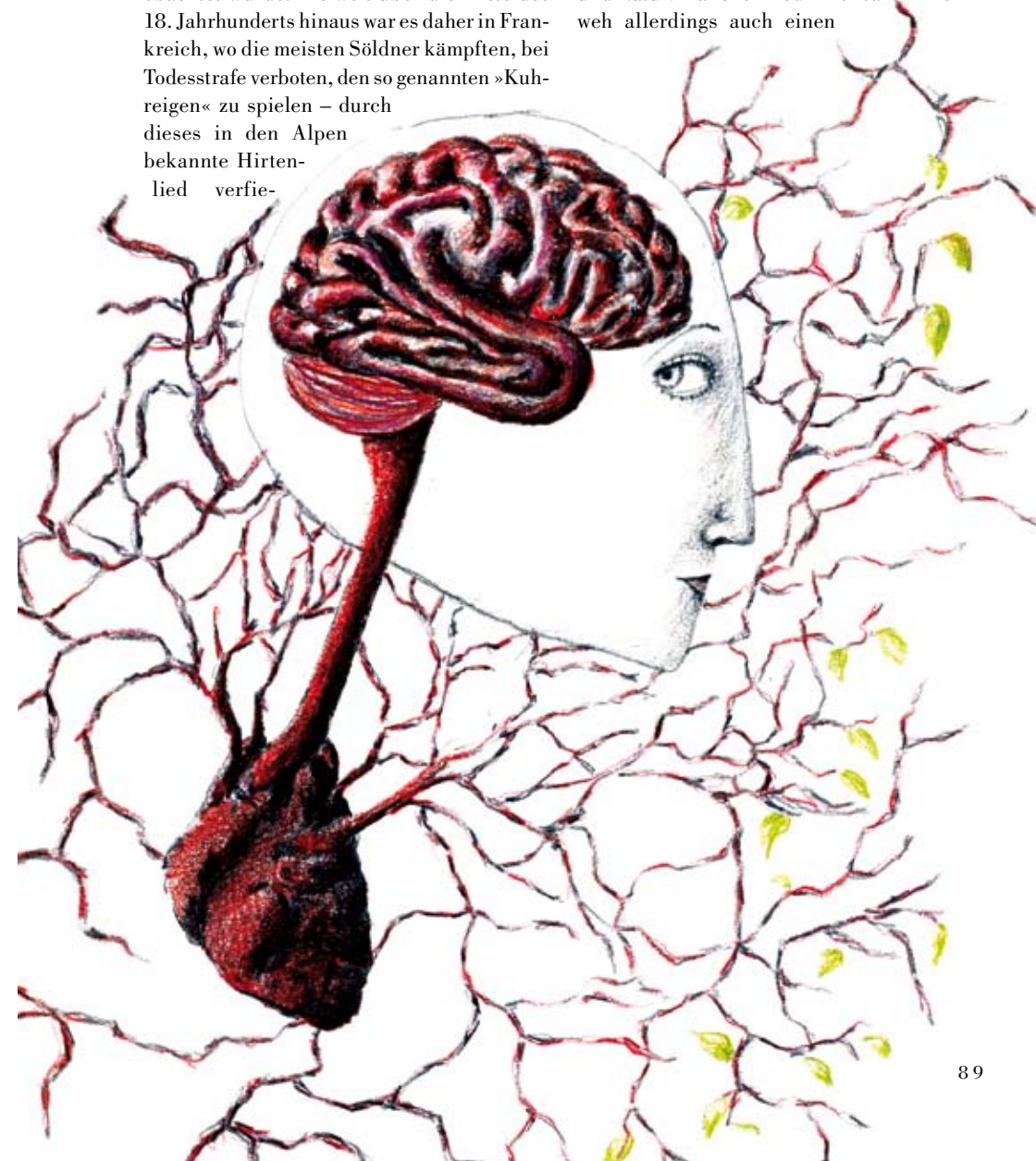
ebenso erkranken konnte wie an Schnupfen oder Rheuma. Als »Nostalgia« oder »Schweizer Krankheit« oder eben einfach als Heimweh ging es in die Lexika und Fachbücher ein. 1569 wurde das Krankheitsbild zum ersten Mal erwähnt. Im Jahr 1688 erschien in Basel die »Dissertatio medica de Nostalgia oder Heimweh« des schweizerischen Arztes Johannes Hofer. Seine These: Bei Heimwehkranken blieben die Lebensgeister in jenen Fasern des Gehirns gebunden, in denen die Vaterlandsideen eingepägt seien. So könnten die Lebensgeister nicht an andere Stellen des Gehirns gelangen und deren Funktion unterstützen. Besonders betroffen seien junge Leute. Hofer warnte eindringlich vor den Folgen des Heimwehs: Zerrüttung der körperlichen Gesundheit, Entkräftung, Abzehrung, Fieber und sogar der Tod drohten. Als wirksamstes Mittel empfahl er die Rückkehr in die Heimat.

Noch kreativer ist der physiologische Erklärungsversuch, mit dem Johann Jakob Scheuchzer die »Schweizer Krankheit« um 1705 beschrieb: Die Schweizer, gewohnt an die leichte Bergluft, hätten nur wenig stabile Hautfäserchen, die der Luftdruck im Flachland sofort zusammendrücken und so das Blut gegen Herz und Hirn treiben würde. Andere Theorien machten die dicke, schmutzige Luft an niedrigen und feuchten Orten für das Heimweh verantwortlich: Diese würde die Körpersäfte der Alpenluft-verwöhnten Schweizer verdicken und somit zu Trägheit und Unlust führen. Scheuchzer empfahl als Therapie, die Erkrankten in hohe Gebäude und Türme zu bringen.

Warum ausgerechnet die Schweizer als Namensgeber für das Heimweh erhalten mussten, hat der Journalist Udo Leuschner heraus-

gefunden: Das Söldnerwesen und der »schwunghafte Handel, den die damalige Schweiz mit ihrer überschüssigen männlichen Bevölkerung betrieb«, sind für ihn der Grund. Viele Jahrhunderte lang kämpften und starben schweizerische Bauern fern ihrer Heimat als Soldaten fremder Mächte. Kaum verwunderlich, dass bei ihnen vermehrt Heimweh beobachtet wurde. Bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus war es daher in Frankreich, wo die meisten Söldner kämpften, bei Todesstrafe verboten, den so genannten »Kuhreigen« zu spielen – durch dieses in den Alpen bekannte Hirtenlied verfiel-

len die schweizerischen Soldaten besonders schnell in Heimweh und erkrankten, desertierten oder starben sogar. Erst seit dem 19. Jahrhundert wird Heimweh als rein psychologisches Phänomen betrachtet. Aus dieser Zeit stammt auch das heute verbreitete Verständnis von Heimweh als Sehnsucht nach einem Gefühl der Geborgenheit durch Familie, Heimat und Natur. Mancher Mediziner sah im Heimweh allerdings auch einen



Viele Migranten haben das Gefühl, dass in der Heimat alles besser war. Doch eine Rückkehr ist häufig keine Lösung.

ernsten psychischen Defekt, eine individuelle Schwäche, ein Problem von Außenseitern. Noch 1909 widmete sich eine Doktorarbeit dem Zusammenhang von »Heimweh und Verbrechen.«

Heutzutage ist Heimweh aktueller denn je; vor allem Migranten sind davon betroffen. »Es ist ein Fehler, wenn man Heimweh nicht ernst nimmt, vielleicht sogar leugnet«, warnt Hubertus Adam, Leiter der Ambulanz für Flüchtlingskinder und ihre Familien am UKE. »Es wird unterschätzt, dass alle Migranten zwiespältige Gefühle in Bezug auf das Bleiben und das Zurückgehen haben.« Vor allem Kinder und Jugendliche seien psychiatrisch und psychotherapeutisch unterversorgt. »Am größten ist das Problem bei Flüchtlingskindern, weil sie nicht richtig in das System psychiatrischer Versorgung eingebunden sind. Untersuchungen zeigen eine Vielzahl von Symptomen bei Kindern aus Krisengebieten; Hilfe wird jedoch nur selten in Anspruch genommen.«

Laut Adam sind vor allem Kinder aus Schwarzafrika dem alltäglichen Rassismus ausgesetzt und entwickeln starkes Heimweh, trotz der Grausamkeiten, die viele von ihnen in der Heimat erlebt haben. »Sie kommen mit großen Idealen nach Deutschland, in eines der reichsten Länder der Welt – und landen in irgendwelchen Lagern neben der Müllverbrennungsanlage in Billstedt«, beschreibt Adam ihre Situation. Doch viele der Kinder, die bei ihm in der Ambulanz Rat suchen, können nicht zurück, weil es zu gefährlich wäre oder ihre Heimat zerstört ist.

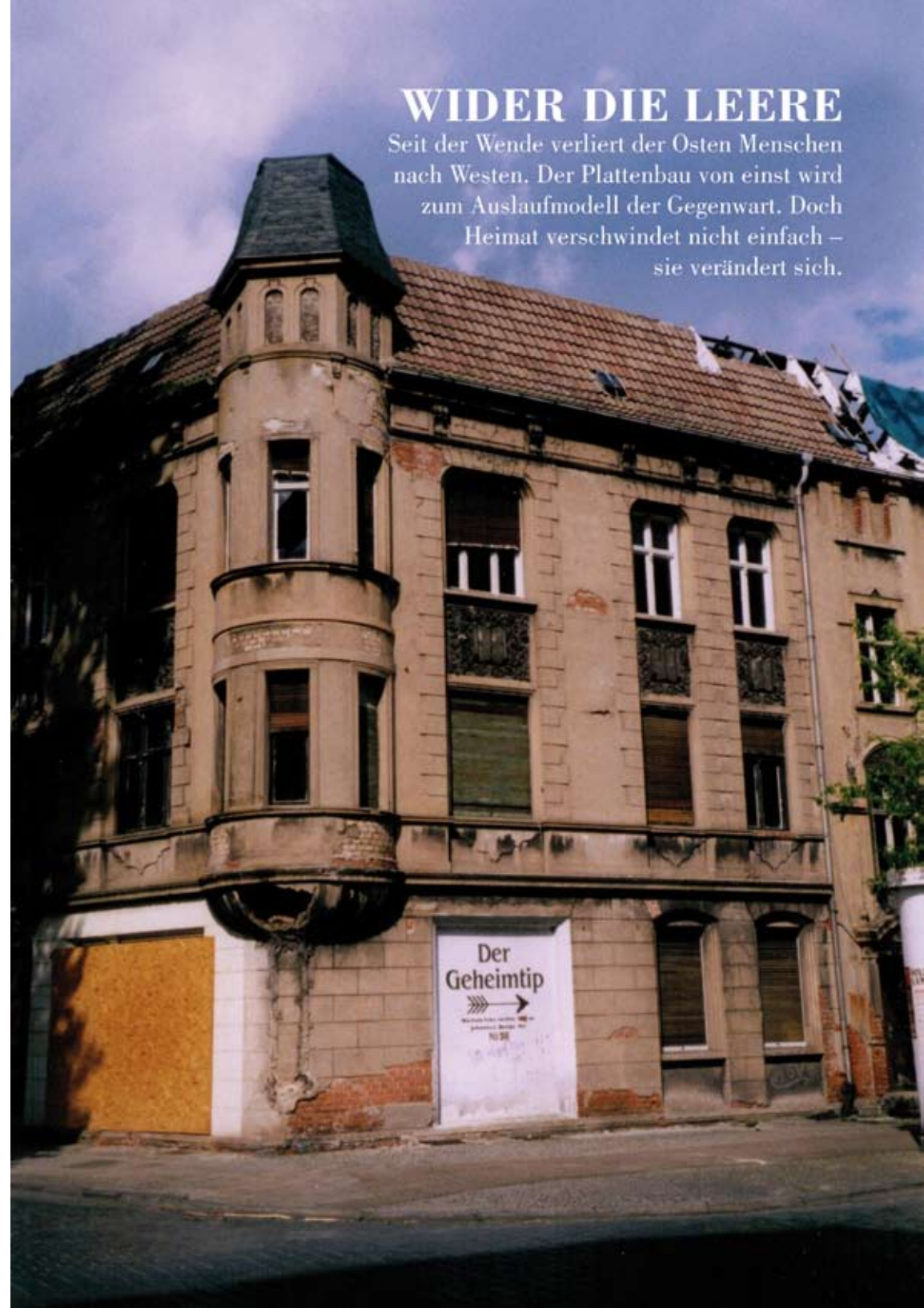
Für Oberarzt Haasen ist die so genannte Akkulturation oder Integration das zentrale Problem: »Heimweh entsteht, wenn Menschen aus einer anderen Kultur stammen und sich mit der Kultur, in der sie sich jetzt befinden, nicht zurechtfinden. Der Druck zur Assimilation ist groß, eine Integration beider Kulturen aber nicht möglich. Daraus entsteht eine psychische Belastung, die als Heimweh empfunden wird: Man hat das Gefühl, dass in der Heimat alles besser war.« Wird das Heimweh nicht behandelt, drohen im Extremfall ernsthafte psychische Störungen wie Sucht, Depressionen oder Psychosen.

Eine Rückkehr in die Heimat ist jedoch häufig keine Lösung: »Viele Migranten merken, dass sie dort genauso entwurzelt sind und nicht mehr als Teil der Gesellschaft angesehen werden«, sagt Haasen. »Viele Menschen türkischer Herkunft, die in Deutschland leben und vielleicht sogar deutsche Staatsbürger sind, gelten hier als Türken. In der Türkei werden die gleichen Leute jedoch wiederum als Deutsche bezeichnet. Dort sind sie also auch nicht mehr zu Hause.« Für den Arzt wird der Heimatbegriff damit ad absurdum geführt.

Krzysztof Rudzinski hat sein Heimweh dafür mittlerweile in den Griff bekommen. Seine Ärzte verabreichten ihm ein Antidepressivum, die Symptome haben sich seitdem deutlich gebessert. Von seinem Heimatdorf in Polen träumt er allerdings noch immer; zusammen mit seiner Frau will er es jetzt regelmäßig besuchen. ■

WIDER DIE LEERE

Seit der Wende verliert der Osten Menschen nach Westen. Der Plattenbau von einst wird zum Auslaufmodell der Gegenwart. Doch Heimat verschwindet nicht einfach – sie verändert sich.





TEXT UND FOTOS SEBASTIAN SEELIG

Stadtplaner und Architekten sprechen von »Prozessen städtischer Transformation«: Die Industrie in den neuen Bundesländern ging nach der Wende zugrunde, die wirtschaftliche Lage verschlechterte sich dramatisch. Die Menschen verließen und verlassen den Osten, weil sie für sich in der alten Heimat keine Zukunft mehr sehen. Anfang der Neunziger Jahre sank die Geburtenrate in den neuen Bundesländern auf ein Rekordtief. Dazu kommt: Viele Menschen wünschen sich ein Einfamilienhaus auf der grünen Wiese, wollen raus aus den Plattenbausiedlungen. Für die Städte bedeutet das einen massiven Einwohnerverlust. Hoyerswerda, Görlitz, Schwerin, Wittenberge oder Dessau schrumpfen. Hoyerswerda etwa verlor in den ersten zehn Jahren nach der Wende ein Drittel seiner Bewohner, Halle, Schwerin und Görlitz ein knappes Viertel. Am deutlichsten ist eine schrumpfende Stadt am Leerstand zu erkennen. In manchen ost-

deutschen Städten stehen ganze Wohnviertel leer. Manche Mieter bleiben irgendwann als letzte in ihrer Platte übrig. Nach Angaben des Bauministeriums stehen im Moment in Ostdeutschland etwa 1,3 Millionen Wohnungen leer, das entspricht 15 Prozent des gesamten Wohnraums in den neuen Bundesländern. Schätzungen zufolge ist mehr als die Hälfte davon aufgrund des maroden Zustandes dauerhaft nicht vermietbar.

Durch die leeren Wohnungen und die fehlenden Menschen verändert sich auch das Gesicht einer Stadt: Läden, Freizeit- und Erholungseinrichtungen schließen, nutzlos gewordene Industriebauten verfallen. Das sieht nicht schön aus. Viel schlimmer ist jedoch, dass ganze Stadtviertel ihre Funktion und ihre Identität verlieren. Stadtteile brechen auseinander, weil gewachsene, historisch bedeutende Ensembles zerfallen, weil Bauten leer stehen und funktionslos werden. Einige ostdeutsche Innenstädte verwandeln sich heute schon in durchlöcherter »Patchwork-Städte«:

Heimat verfällt: Mehr als die Hälfte aller Wohnungen in den neuen Bundesländern ist dauerhaft nicht vermietbar. Unsere Fotos stammen aus Wittenberge.

Die Bevölkerung dünnt aus, der Leerstand wächst, die Städte brechen auseinander. Weil Leerstände als Symbol des Niedergangs gelten, verlassen all jene die Stadt, die es sich leisten können. Neben den Immobilien bleiben auch ältere und arme Einwohner zurück.

Heimat stirbt. Die Politik versucht seit 2002, diese Prozesse mit Hilfe des Förderprogramms »Stadtumbau Ost« in den Griff zu bekommen. Bis zum Jahr 2009 werden 2,7 Milliarden Euro in den Abriss und gleichzeitig in die Aufwertung von ostdeutschen Kommunen fließen. Damit soll gut ein Drittel der leer stehenden Wohnungen, knapp 350.000 Stück, »vom Markt genommen« werden. Das bedeutet schlicht: diese Wohnungen werden abgerissen. Über 300 ostdeutsche Städte und Gemeinden beteiligen sich an diesem Programm. Seitdem kommt es zum Abriss im ganz großen Stil. Mittlerweile wurden schon

über 125.000 Wohnungen »rückgebaut«, wie es in der Sprache der Beamten und Technokraten heißt. Dabei werden ganze Stadtteile dem Boden gleich gemacht. Betroffen sind vor allem Plattenbauten, die früher durchaus beliebt waren, weil sie – gemessen an DDR-Standards – Luxus boten. In Zwickau wurden großflächig 3.500 Wohneinheiten der Großsiedlung Zwickau abgerissen, in Halle-Silberhöhe 5.500 Wohnungen. In Hoyerswerda sollen bis zu 10.000 Wohnungen in Plattenbauweise abgerissen werden. Nachdem diese Stadtviertel in einer ersten Phase »leer gelaufen« sind, werden sie nun zu weißen Flecken auf dem Stadtplan. Oft bleiben nur Straßen und Straßenlaternen als letzte Zeugen der ehemals städtischen Strukturen übrig. Wenn Menschen und Häuser gehen, entsteht ein Überschuss an Raum. Und der entsteht nicht nur an den Rändern schrumpfender Städte, sondern auch in den Innenstädten.



Denn während Häuser leer stehen und abgerissen werden, wuchern an den Stadträndern zugleich Einfamilienhaussiedlungen. Viele Städte schrumpfen sich also nicht von den Rändern gesund, sondern werden vielmehr entdichtet und perforiert. Leere entsteht.

Heimat bleibt. Diese Leere bietet auch Chancen. In Architektur, Städtebau und Stadtplanung wird die Schrumpfung als Möglichkeit zum Wandel gesehen. In den Ohren vieler verbliebener Bewohner dieser Städte klingt der Gedanke der »Gesundshrimpung« angesichts von Massenarbeits- und Perspektivlosigkeit nach purem Zynismus. Dennoch haben erste Erfahrungen des Stadtumbaus gezeigt, dass die Leere tatsächlich Chancen bietet – gerade den gesellschaftlichen Gruppen, die sich mit wenig Geld, aber viel Eigenengagement und Zeit diesen Räumen annehmen können. In Ostdeutschland zeigt sich derzeit, wie urbane Realitäten in den nächsten Jahrzehnten aussehen könnten:

Landwirte etwa werden zu »Stadtwirten«; die Abrissflächen in den Zentren und an den Rändern der Städte verwandeln sich in Schafweiden und Getreidefelder – wie etwa in Leipzig. Bei einem Übermaß an freien Flächen geht es in vielen Städten angesichts knapper Kassen aber vor allem darum, diese so unaufwändig wie möglich aufzuwerten. In Halle-Silberhöhe wurde am Stadtrand ein Wald gepflanzt. Die Renaturierung von Flächen ist eine Strategie, um die entstandene Leere zu füllen. Orte der Schrumpfung sollen so attraktiv gemacht werden und, im besten Fall, die Identifikation der verbliebenen Bevölkerung mit ihrer Heimat fördern. Ein Patentrezept dafür gibt es freilich nicht; vor allem bedarf es hoher Experimentierbereitschaft und großer Eigeninitiative aller Beteiligten. Nur dann kann die »schlanke Stadt« eine erfolgreiche Alternative zur wachsenden Stadt werden. ■

Der Autor ist Stadtplaner und wissenschaftlicher Mitarbeiter der TU Berlin.



Für Schlägertypen

Keine Lust auf Minigolf? Dann probier's doch mal im Maxiformat. INJEKTION verlost in Zusammenarbeit mit der *Golf Lounge Hamburg* 20 All-You-Can-Play-Tageskarten. Auf der Driving Range kannst Du Deinen Abschlag perfektionieren.

Keine Lust auf Fertiggerichte? Dann probier's doch mal mit Selberkochen. Tim Mälzer hilft dabei. INJEKTION verlost fünf Exemplare von »Born to Cook 2«.

Keine Lust auf Einheitslook? Dann probier's doch mal mit dem »Das Leben ist Kurt«-Shirt von INJEKTION. Wir verlosen zehn Stück.



Jetzt zuschlagen:
Bis zum 30. August 2006 auf
www.injektion-online.de/gewinnen





ARNE MAGOLD

IMPRESSUM

INJEKTION.CAMPUSMAGAZIN

Allende-Platz 1, Raum 117, 20146 Hamburg

Tel.: (040) 414 298 81

mail@injektion-online.de

HERAUSGEBER

Fachschaftsrat Journalistik der Universität Hamburg

CHEFREDAKTION

Dominik Betz, Florian Diekmann (VISdP), Jon Mendrala (CvD)

ART DIRECTION

Mirko Marquardt

ILLUSTRATION

Rebecca Blöcher (rebecca.bloecher@web.de)

INFOGRAFIK

Nora Coenenberg

ANZEIGEN

Meike Büscher, Konstantin Erb

ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Claas Gieselmann

REDAKTION

Jan-Malte Ambs, Alex Bätz, Hamed Bahraynian, Franco Barri-
onuevo, Inga Behrendt, Dominik Betz, Hanne Detel, Florian Diek-

mann, Robert Dittmar, Claas Gieselmann, Lasse Hinrichs, Julia
Hettenhausen, Anna-Maria Jeske, Maria Kirady, Julia Kirchner,
Mirjana Kovacev, Tim Kunkowski, Swenja Kopp, Johanna Jan-
usch, Mirko Marquardt, Jon Mendrala, Katharina Motyl, Anni-
ka Müller, Asli Özkan, Christa Neubauer, Nico Pointner, Hans-
Christian Röstel, Gerrit Rohde, Hannes Schettler, Sebastian
Seelig, André Swarte, Bertram Weiß, Wiebke Werner, Carolin
Wiedemann

FOTOS

Dominik Betz, Amir Hamz, Johanna Janusch, Marc Lazarz, Arne
Magold (www.arnemagold.de), Annika Müller, Sabine Otto
(www.sabineotto.de), Lars Petersen, Sebastian Seelig, Maxi-
milian Westphal

DRUCK

PMS Marketing, Meppen

AUFLAGE

10.000 Exemplare

ERSCHEINUNGSWEISE

INJEKTION erscheint halbjährlich und ist kostenlos

FÖRDERUNG

Projournal e.V. Förderverein für die Medienkompetenz; Allge-
meiner Studierendenausschuss (ASTa) der Uni Hamburg

www.injektion-online.de